# Jakob Friedrich von Bielfeld

## Sein Leben und Werk im Lichte der Aufklärung.

---

### Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

vorgelegt von


Friedel Stößl
aus Nürnberg


Tag der mündlichen Prüfung: 25. Juni 1937

1 9 3 7


Buchdruckerei Otto Mauser, Forchheim (Ofr.), Klosterstraße 16

Referenten: Geheimrat Professor Dr. Pirson
Professor Dr. Kuen

Dekan: Professor Dr. Herrigel

# Inhalt.

# Literatur.

## Die Schriften Bielfelds:

Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer. Aus dem Französischen des Montesquieu übersetzt. Berlin 1742 (Ambros. Haude).

Progrès des Allemands dans les Sciences, les Belles-Lettres et les Arts, particulièrement dans la poésie et l'éloquence. Nouvelle édition augmentée, 2 Bde, Leyde 1767.

Comédies Nouvelles, Berlin 1753 chez Etienne de Bourdeaux.

Amusements dramatiques, 2 Bde. Leyden 1768.

a) Institutions politiques, 2 Bde. La Haye 1760.

b) dazu Bd. III (unvollendet herausgeben von Baronin B).

Deutsch: Lehrbegriff der Staatskunst aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1764.

Lettres familiéres et autres, 2 Bde. La Haya 1763.

Deutsch: Freundschaftliche Briefe aus dem Französischen übersetzt. Danzig 1765, 2 Teile.

Friedrich der Große und sein Hof, oder so war es vor 100 Jahren. In vertrauten Briefen des Freih. von Bielfeld geschrieben von 1738–1760. Breslau 1838, 2 Teile.

Premiers Traits de L'Erudition, Leyde 1767, 3 tomes.

Deutsch: Erste Grundlinien der allgemeinen Gelehrsamkeit. Aus dem Französischen übersetzt. Danzig 1765.

Der Eremit (eine Wochenschrift), 12. Teile. Leipzig 1767–69.

Briefwechsel des Freiherrn von Bielfeld mit dem Prinzen Ferdinand von Preußen befindlich im königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg.

Des Barons von Bielfeld Depeschen aus Hamburg von 1760–63. Geheimes Staatsarchiv.

Politische Korrespondenz, Bd. 2, 19, 20.

30 Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich von Lehndorff, herausgegeben von K. E. Schmidt-Lötzen. Gotha 1907.

Andrew Hamilton: Rheinsberg. Memorials of Frederick the Great and Prince Henry of Prussia, London 1880.

Fritz Arnheim: Der Hof Friedrichs des Großen. Berlin 1912.
Von Harnack: Geschichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1900.
Karl Wiebe: Die große Loge von Hamburg und ihre Vorläufer. Hamburg 1905.
Eloge de M. de Bielfeld: Nouveaux Mémoires de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres. Berlin 1770.
Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, margrave de Bayreuth. Brunswik 1845.
Ernest Lavisse: Le Grand Frédéric avant l'avènement, Paris 1893.
" " : La jeunesse du Grand Frédéric, Paris 1891.
Thomas Carlyle: Geschichte Friedrich II. von Preußen; deutsch von Neuberg, Berlin 1859.
Reinhold Koser: Friedrich der Große als Kronprinz. Stuttgart und Berlin 1901.
Reinhold Koser: Geschichte Friedrichs des Großen, Stuttgart und Berlin 1921.
Emil Knorr: Friedrich der Große als Freimaurer. Hohenzollernjahrbuch 1899.
A. Weise: Rheinsberg und der junge Friedrich. Dte. Volkheit 13.
Petit de Juleville: Histoire de la littérature française. Paris Bd. V und VI.
Virgile Rossel: Histoire de la Littérature Française hors de la France, Paris 1897.
Alfred Michiels: Histoire des idées littéraires en France, Paris 1863.
H. A. Korff: Geist der Goethezeit, 1. Tl. Sturm und Drang. Leipzig 1923.
Wilhelm Dilthey: Studien zur Geschichte des deutschen Geistes. III. Band, Leipzig und Berlin 1927.
Du Bled: La Société Française du XVIe siècle au XXe siècle, Paris 1905, 3e Série, XVIIIe siècle.
Hans Klinkel: Lessings Dramen in Frankreich. Diss. Heidelberg 1908.
Johannes Gärtner: Das Journal Etranger. Diss. Heidelberg 1905.
C. Lenient: La comédie en France au XVIIIe siècle. Paris 1892.
Victor Fournel: La Comédie au XVIIe siècle, Paris 1892.
Belouin: De Gottsched à Lessing, Paris 1909.
Denina: La Prusse littéraire sous Frédéric II. Berlin 1790–91.
Voltaire: Oeuvres complètes, Bd. 2. Paris 1877.
Ernst Mühlberg: Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, Diss. Leipzig 1880.
Max Kawczynski: Studien zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften. Leipzig 1880.

G. Voß: Jakob Friedrich Freiherr von Bielfeld. Ein Jugendfreund Friedrichs des Großen. Herausgegeben unter Förderung des Vereins deutscher Freimaurer. Berlin 1928.

Allgemeine deutsche Bibliothek (Nicolai), VIII und Anhang zum 1.–12. Bd.; Berlin und Stettin 1768 ff.

Baron de Grimm: Correspondance littéraire, philosophique et critique; Paris 1813. Bd. 2, 4. 5.

August Messer: Geschichte der Philosophie. Leipzig 1923.

Ernst von Aster: Geschichte der Philosophie, Kröner-Verlag.

# Einleitung.

Immer treten neben und gleich nach den großen Persönlichkeiten schaffende Menschen auf, die, ohne auf irgend einem Gebiet wirklich schöpferisch zu sein, doch einen gewissen Grad von Beliebtheit, ja Berühmtheit erlangen. Dies sind die sogenannten Talente, die stets Gefahr laufen, als bloße Nachahmer und bewußt unselbständige Nachbildner angesehen zu werden. Freilich wird es immer solche Epigonen geben, die absichtlich dem Genie nacheifern, weil sie darin allein die Sicherheit sehen, ohne großes Mühen und Ringen auch zu Ansehen und Geltung zu gelangen. Und doch liegt auch hierin ein Walten innerer Gesetzmäßigkeit, denn ebenso wie das Werk eines Großen ja nur darum groß ist, weil der Geist der Zeit in ihm einmaligen und wesentlichen Ausdruck gefunden hat, so ist das, was die kleineren Geister und die bewußten äußerlichen Nachahmer erzeugen, ebenfalls notwendiger Ausdruck dieses Ewigen im Zeitlichen. Diesen äußeren Zusammenhang bekundet der Nachahmer allein schon dadurch, daß er nachahmt; der er imitiert in der Regel doch nur das, was ihm zeitgemäß und aus der Zeit und auf sie wirksam erscheint.

So ist es klar und gerechtfertigt, daß eine Persönlichkeit wie Jakob Friedrich von Bielfeld nicht an sich unser Interesse verdienen muß, um Gegenstand einer längeren Abhandlung zu sein. Jedes Werk einer Zeit ist irgendwie symbolisch und jede Persönlichkeit notwendig einmaliger Ausdruck des in der Zeit sichtbar werdenden Allgemeinen und Dauernden. Und daher ist eine so bescheidene Persönlichkeit wie Bielfeld, wesentlich betrachtet, ebenso sehr Vertreter des Rationalismus im 18. Jahrhundert wie Lessing, Kant, Friedrich der Große und Voltaire, wenn sich auch in diesen allein der Rationalismus in naturhafter und ursprünglicher Größe ausprägt.

Von anderem Gesichtspunkt aus war Bielfelds Werk schon einmal Anlaß einer Dissertation geworden: Gerda Voß schrieb 1928 eine Arbeit mit dem Titel: „Jakob Friedrich von Bielfeld. Ein Beitrag zur Geschichte Friedrichs des Großen und des ausgehenden Rationalismus."

Abgesehen von der gänzlich anders gearteten Themastellung — die Arbeit ging hervor aus einer Kritik der „Lettres familières" Bielfelds, die lange Zeit als historische Quelle für Friedrichs des Großen

Hof und Familie benutzt wurden, — kommt sie auch zu einer wesentlich anderen Proportionierung des Stoffes und Lagerung des Schwerpunkts.

Unsere Aufgabe ist es, die Gestalt Bielfelds im Lichte seiner Zeit darzustellen. Wir versuchen sie von zwei Seiten her zu lösen. Die Biographie wird zu zeigen haben, wie sein Lebensstil, seine Lebensschicksale und die Art seines Schaffens konsequent in die Richtung seiner Zeit weisen, während die Untersuchung und Besprechung seiner literarischen Werke die im ersten Teil der Arbeit gewonnene prinzipielle Einordnung Bielfelds in den Rahmen seiner Zeit sachlich zu vertiefen und zu unterbauen hat. Diese Aufgabe wird an jenen Stellen seiner Werke durchzuführen sein, wo sich in Themastellung, Aufbau und Stoff typische Momente der geistigen Grundhaltung seiner Zeit offenbaren. Diese von der Aufgabe der Arbeit her notwendige Beschränkung erübrigt gelegentlich eine detaillierte Interpretation seiner Schriften. Es geht uns weniger wie G. Voß, die als Historikerin Bielfelds Werk untersucht, darum, festzustellen, was er gesagt hat, als vielmehr darum zu ergründen, von welcher geistigen Grundhaltung aus Bielfeld spricht, wo die literarischen und philosophischen Ansatzpunkte seiner Werke liegen und wie sein ganzes Leben mit seiner Anschauungswelt in Einklang steht. Wir haben daher stets nur da auf Einzelheiten seiner Werke einzugehen, wo es im Rahmen dieser Aufgabe als notwendig erachtet werden muß.

Bielfelds Lebensbild, das uns symbolhafter Ausdruck für das bürgerliche Leben der damaligen Zeit scheint und ein glänzendes Beispiel für den sittlichen Eudämonismus der Aufklärungszeit ist, in der das Leben nicht mehr Vorbereitung auf ein schöneres Jenseits ist, sondern Sinn und Zweck in sich selbst trägt und daher mit fröhlichem Herzen, doch selbstverständlich unter Aufsicht der Vernunft genossen wird, wird von uns zunächst in jeder Phase beachtet und als ein geschlossenes Ganzes dargestellt werden.

# I. Bielfelds Leben.

Der Name des Grafen Jakob Friedrich von Bielfeld hat längst seinen Klang verloren; kaum findet er noch in größeren literarhistorischen Werken Erwähnung. In Spezialwerken über Friedrich den Großen wird er gelegentlich noch genannt und als Quelle angeführt, doch auch das stets sparsam und nur bedingt. Und doch war Bielfeld einst im literarischen Preußen eine prominente Persönlichkeit, ein vielgelesener und weitbekannter Schriftsteller, ein Günstling des großen Preußenkönigs, der, wie wir wissen, ein ziemlich strenger Beurteiler war und bei Gnadenerweisen stets nur auf Leistungen sah.

Wenn Bielfelds Werke auch nicht erstklassig zu nennen sind, ja nur zum Teil überdurchschnittliche Leistungen darstellen, so fanden sie damals dennoch sogar über Deutschlands Grenzen hinaus stärkste Beachtung, weil sie hochaktuellen Inhalts waren. Und wenn sich ihnen heute noch unser Interesse zuwendet, dann eben nur deshalb, weil sie die Atmosphäre ihrer Zeit atmen und von ihrem Geiste getragen sind. Bielfeld selbst aber wird uns als ein besonders scharf umrissener Typ seiner Zeit, als überaus charakteristischer Vertreter der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts mit all ihrem Für und Wider immer wieder fesseln können. Der besondere Reiz unserer Aufgabe wird es sein, Bielfelds Persönlichkeit, seine Anschauungswelt und sein Schaffen ganz im Lichte seiner Zeit zu sehen und zu würdigen.

Schon der äußere Verlauf von Bielfelds Leben weist uns in diese Perspektive der Betrachtung. Nicht Kampf bestimmt sein Leben, weder Kampf um die rein materiellen Grundlagen der Existenz, noch erbittertes Ringen um Geltung und Anerkennung; es ist fast durchwegs ein heiteres, erfolgreiches Dasein, das wie ein anmutiges Spiel ohne großen Einsatz verläuft, ein Sein, dem Zufall und Glück die nie geahnte Wendung geben. Nicht planvoll gestaltend lebt er dieses Leben. Er nimmt die Geschenke eines liebevollen Geschicks heiter und fraglos genießend hin. Freilich, die Grenzen und Unzulänglichkeiten des Lebens in ihrer aufreibenden Problematik berühren ihn selten, sie sind ihm lediglich der dunkle Hintergrund, auf dem sich in optimistischer Verklärung sein Dasein umso strahlender abhebt; und so wird man wahre Tiefe und hohen Ernst bei ihm und in seinem Leben häufig missen. Bielfeld daraus einen Vorwurf machen, hieße seine Zeit und die sie bestimmenden Momente verkennen. Das Lebensgefühl der

optimistischen, mit den Realitäten des Lebens wohl rechnenden, aber nicht ringenden, völlig im Diesseits verhafteten Menschen der damaligen oberen Gesellschaft gibt seinem Leben die bestimmende Note.

Das im Folgenden dargestellte Lebensbild Bielfelds stützt sich in der Hauptsache auf die von ihm selbst 1763 veröffentlichten

**Lettres familières et autres.**

Für die letzten 20 Jahre seines Lebens geben reichen Aufschluß seine Briefe an den Prinzen Ferdinand von Preußen, den jüngsten Bruder Friedrichs des Großen.[1]) Daneben wird noch die nach Bielfelds Tode im Jahre 1770 vor der Berliner Akademie gehaltene Eloge herangezogen.

Bevor wir in die Darstellung der Biographie eintreten, müssen wir uns eingehender über den Inhalt, die Form und die Echtheit der „Lettres familières et autres" verbreiten.

Inhaltlich durchaus unpolitisch beschränken sich die Lettres familières auf die gemütliche Erzählung dessen, was am Hofe Friedrichs des Großen und an einigen anderen europäischen Höfen und in den Zirkeln der großen Welt jener Zeit, wo Bielfeld seine Karrière machte, vor sich ging und Sitte war. Auch seine Ansichten über Kunst, Literatur und Wissenschaft legt er in diesem Rahmen dar. Wohl zur Belebung der Darstellung fügt er gelegentlich Briefe galanten Inhalts über Mode, Liebe und Ehe ein, die für den „Galant" Bielfeld überaus bezeichnend sind.

Das Buch ist eine Briefsammlung. Die einzelnen Briefe wollen in den Jahren 1738–1760 geschrieben sein. Bielfeld will sie nach eigener Aussage gegen Ende seines Aufenthalts in Hamburg (1757–63) „nur aus dem Staube hervorgeholt und nach ihren Geburtstägen geordnet" zusammengetragen haben.[2]) Vielleicht aber hätte Bielfeld das Formproblem dieses Werkes besser gelöst, wenn er auf die Beibehaltung der Briefform verzichtet hätte. Es hat den Anschein, als ob er sich dabei bewußt an seine großen und verehrten französischen Vorbilder Montesquieu, Voltaire, Diderot anschloß, die den Brief mit viel Erfolg wieder zur literarischen Form erhoben hatten (vgl. Montesquieu, Lettres Persanes, 1721; Voltaire, Lettres sur les Anglais, 1734; Diderot, Lettres sur les Aveugles, 1749). Diese Vermutung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß Bielfeld sein Werk Voltaire widmet.

Der kritische Leser dieser Briefe stößt auf viele Momente, kleine historische Unrichtigkeiten, Widersprüche und falsche Datierungen, die

1) Im königl. Hausarchiv zu Charlottenburg.
2) Lettres familières, Bd. I Vorwort.

ihm die Vermutung nahelegen, daß es sich hier um bloß fingierte Briefe handle: So berichtet z. B. der am 10. November 1743 datierte Brief bereits von Ereignissen des zweiten Schlesischen Krieges. Der Brief, in dem Bielfeld seinem Schwager Stüven den Tod seines „besten Freundes Jordan" anzeigt, wird lediglich „Berlin 1745" datiert. Sollte Bielfeld wirklich die Angabe von Tag und Monat hier vergessen haben? Weshalb vergißt er dann nicht die ganze Datierung? Es hat hier doch wieder den Anschein, daß dieser „Brief" erst lange nach 1745 geschrieben wurde und Bielfeld der Todestag seines Freundes inzwischen entfallen war. Auch Thomas Carlyle weist Bielfeld verschiedene Irrtümer nach, die auch nur dadurch erklärlich seien, daß es sich bei diesen „Briefen" eben um spätere Aufzeichnungen handle, die „bloß mythisch und erst nach langen Zwischenräumen von Jahren aus vager Erinnerung und Imagination in der Zurückgezogenheit abgefaßt wurden."[3]) Bielfeld erzähle eine Begebenheit in Loo, die sich tatsächlich aber in Minden zugetragen habe, ferner datiere er auch die Belagerung von Neisse falsch. Anderer Ansicht ist Koser. Er sieht in den Lettres überarbeitete Originalbriefe mit willkürlicher Vernachlässigung der Chronologie.[4]) Abgesehen von diesen immerhin kleinen und nur für den Historiker belangreichen Unrichtigkeiten spricht die ganze Atmosphäre der Briefe gegen ihre Echtheit. Die gemütlich tändelnde Art der Erzählung vertrüge sich schlecht mit der Unmittelbarkeit des Erlebens, denn wir müssen ja bedenken, daß der Zeitraum, in den uns die Briefe einführen wollen, eine sehr ernste und bewegte Epoche der preußischen Geschichte ist (Die Schlesischen Kriege, 1740—45, der Siebenjährige Krieg 1756—63). Die Kluft zwischen dem tatsächlichen Stimmungsgehalt dieser Briefe und der Stärke menschlichen Erlebens empfinden wir besonders kraß in dem oben schon erwähnten Brief an den Herrn von Stüven, wo Bielfeld vom Tode spricht, der ihm „diese Nacht" seinen Freund entrissen habe.

Der Nachweis, daß es sich bei diesen Lettres zum großen Teil um fingierte Briefe, um Mémoiren in Briefform handelt, dürfte Bielfeld unter obigen Gesichtspunkten beinahe mehr zur Ehre gereichen als die Annahme der Echtheit der Briefe, die Bielfeld den Vorwurf mangelnden Ernstes und geringen Verständnisses für die Schwere der Zeit nicht ersparen könnte.

Carlyle spricht Bielfelds Lettres von vorne herein jede Originalität ab und urteilt auch über die Persönlichkeit des Verfassers recht scharf und boshaft: „Man braucht nur Seiten darin gelesen haben

3) Carlyle: Geschichte Friedrichs II., übersetzt von J. Neuberg, Berlin 1917, Bd. II, S. 541.

4) Geschichte Friedrichs des Großen. Stuttgart u. Breslau, 4 Bde. 1912—1914.

um einzusehen, daß diese Briefe niemals durch eine irdische Post gegangen sind, daß sie ein späterer Einfall sind, aus vager Erinnerung und Imagination in der Zurückgezogenheit auf jenem schönen sächsischen Landgute abgefaßt. Sie sind voll Unrichtigkeiten, unrichtiger Daten, Irrtümer, kleiner Erdichtungen sogar und unmöglicher Abmessungen: Der törichte Sterbliche, daß er sein bißchen Wissen gerade in dieser Form aufzeichnen mußte! Denn der Mann trotz seiner Spitzenmanschetten und Gebärden ist nicht ohne Scharfblick oberflächlicher Art; er hätte uns wohl diesen Dienst leisten können (das war eigentlich, wie es scheint, seine einzige Mission auf Erden, wofür die Natur ihm Kost und Logis hienieden gewährte); aber indem die Spitzenmanschetten ihm bis in die Seele drangen, hat er sich verleiten lassen, ihn falsch zu leisten".[5])

Wir müssen Carlyle darin recht geben, daß Bielfeld durch die Form, in die er seine Eindrücke, Erlebnisse und Betrachtungen hineinzwängt und durch die teilweise recht übertriebene Art der Erzählung dem Leser „erquickliches Glauben" reichlich erschwert, ja stellenweise fast unmöglich macht. Aber der Geschichtsschreibung stehen erfreulicherweise für jene Epoche der preußischen Geschichte bessere Quellen zur Verfügung als gerade Bielfelds Briefe, sie wird diese aber zum Teil als lebendige und aufschlußreiche Schilderungen eines Augenzeugen immer gelten lassen und zu schätzen wissen, zumal in Bielfelds Werk sich mitunter Darstellungen finden, die sonst nirgends in der Breite überliefert sind, wie z. B. der zusammenhängende Bericht über des jungen Kronprinzen Aufnahme in die Freimaurerloge, über das reizende Leben in Rheinsberg, die Rheinsberger Stimmung in dem denkwürdigen Jahre 1740 u. a. m.

Die überaus freundliche Aufnahme, die dieses Werk nicht nur in Preußen und im Reich, sondern vor allem im europäischen Ausland fand, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß es tatsächlich die erste Publikation über den Hof Friedrichs des Großen war. In Berlin hätte es wegen seiner allzu intimen Behandlung von Vorgängen am Hofe beinahe ein rasches Ende gefunden. Aber im Ausland wurde es mehrmals neu aufgelegt und ins Deutsche und in andere Sprachen übersetzt. Der besondere Vorzug dieses Büchleins muß, abgesehen von dem Interesse, das der Gegenstand an sich fand, in der Neuartigkeit der Erzählung gelegen haben. Man muß unbedingt zugeben, daß Bielfeld in der Schilderung der Welt um Friedrich, ihres reizenden Zusammenhalts, ihrer mitreißenden Lebensführung überaus lebendig und anschaulich ist. Wäre er mit der Sachlichkeit eines Wissenschaftlers und Historikers an seine Aufgabe gegangen, hätte er zweifelsohne einen für

5) Carlyle ebenda.

die Geschichtsschreibung wertvolleren Beitrag geliefert, aber die Zartheit und der Duft, die über dem Leben in Rheinsberg, das Kunst und Wirklichkeit so harmonisch in Eins verschmolz, lagen, wären dabei verloren gegangen. Bielfeld war wohl zu sehr Aesthet und Künstler um einen solchen Stoff objektiv behandeln zu können[6]).

Soweit nun die „Lettres familières" in unserem Zusammenhang interessieren, nämlich als Quelle für eine Darstellung von Bielfelds eigenem Lebensgang, haben wir keinen Grund, ihre Zuverlässigkeit anzuzweifeln, zumal die nach seinem Tode vor den Mitgliedern der Berliner Akademie gehaltene Eloge mit seinen eigenen Angaben in den L. f. übereinstimmt.

Am 31. März 1717 wurde er zu Hamburg wohl als ältester Sohn eines reichen Kaufmanns — nach Carlyle war sein Vater Siegellackfabrikant — geboren. Der Wohlstand des Elternhauses sicherte allen Kindern (drei Söhnen und drei Töchtern) eine gute Erziehung und Ausbildung. Jakob Friedrich wurde daheim von Hofmeistern unterrichtet und bezog 1732, also mit 15 Jahren die Universität Leyden in Holland, die damals wegen ihrer wissenschaftlichen Regsamkeit in europäischem Rufe stand und viel besucht wurde. Er studierte dort hauptsächlich Rechts- und Staatswissenschaften. Nach drei Jahren schloß er seinen Bildungsgang durch eine Reise nach den Niederlanden, England und Frankreich ab, um seine Bildung zu vervollkommen und seine Kenntnisse zu erweitern. Reisen nach Frankreich und England gehörten damals ja zum guten Ton der europäischen Gesellschaft.

Auf diesen Reisen scheint sich Bielfeld sehr viel Weltkenntnis und Gewandtheit erworben zu haben. Seine Vertrautheit mit der französischen Sprache, in der er später fast alle seine Werke schrieb unb die damals die Sprache der gebildeten Welt Europas war, hat ihm wohl besonders dieser Aufenthalt in Paris vermittelt. Paris brachte ihm auch die persönliche Bekanntschaft mit Montesquieu, dessen Einfluß sich in seinen späteren politischen Schriften stark auswirkte. Welchen Studien er sich damals besonders widmete, wo der Schwerpunkt seiner geistigen Interessen lag, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Wahrscheinlich strebte er schon damals nach möglichster Vielseitigkeit des Wissens.

Nach Hamburg zurückgekehrt trat er 1737 der dort nach englischem Vorbild neugegründeten Freimaurerloge bei, deren Sekretär er kurz darauf wurde[7]). Was Bielfeld bewogen hatte Freimaurer zu

---

6) Vgl. auch G. Voß: Jakob Friedrich v. Bielfeld. Ein Jugendfreund Friedrichs des Großen. Berlin 1928.

7) Karl Wiebe: Die große Loge von Hamburg und ihre Vorläufer S. 16/19.

werden, erzählt er selbst recht treuherzig in einem seiner „Briefe“: Neben einer begreiflichen Neugierde, die Geheimnisse der Freimauerei zu entdecken, war der vornehmste Beweggrund das Verlangen, in die Gesellschaft der vielen bedeutenden, rechtschaffenen und geistig hochstehenden Männer zu kommen, aus denen dieser Orden bestand. Wir nehmen es dem jungen Mann nicht übel, wenn er dabei wohl auch an persöniche Vorteile dachte, die ihm Beziehungen mit so einflußreichen Männern für die Zukunft bringen konnten. Religiöse Erwägungen leiteten Bielfeld hier wohl nicht, wie er überhaupt Zeit seines Lebens als „Vernünftler“ von religiösen Zweifeln und Nöten kaum heimgesucht wurde. Bestand ja auch die religiöse Problematik des Durchschnittsmenschen seiner Zeit im wesentlichen nur in der Ablehnung der kirchlichen Dogmen, soweit sie mit der „ratio“ unvereinbar waren.

Erst ab 1738 haben wir genauere Kenntnis von Bielfelds Leben; denn erst jetzt wird er gesprächig und mitteilsam. Beginnt für ihn doch jetzt ein ganz neuer, nie geahnter Lebensabschnitt: Er tritt in den Glanz der aufgehenden Sonne Friedrichs des Großen und mit diesem Ereignis setzen seine Lettres familières ein.

Die erste Begegnung mit dem jungen Kronprinzen hatte Bielfeld in Braunschweig bei Friedrichs heimlicher Aufnahme in den Freimauerorden[8]). Friedrich hatte vorher in Minden, wo sein Vater mit großem Gefolge zu Gast war, zum ersten Male von der Freimaurerei gehört, die Graf von Lippe-Bückeburg vor dem Soldatenkönig begeistert verteidigte. Nach aufgehobener Tafel soll Friedrich dem Grafen heimlich seinen Wunsch entdeckt haben, Mitglied dieser Gesellschaft zu werden. Er schlug als Aufnahmeort Braunschweig vor, wohin sein Vater demnächst zu reisen gedachte. Der Graf von Lippe-Bückeburg wandte sich sogleich an den Obermeister der Hamburger Loge, der die für die Aufnahme des „erlauchten“ Mitglieds nötige Anzahl „mystischer Brüder“ von Hamburg nach Braunschweig beorderte. Seine Wahl traf auch den jungen Hamburger Bielfeld.

Die Aussicht mit dem jungen Kronprinzen bekannt zu werden, erfüllte Bielfeld mit großen Erwartungen, zumal er damals beruflich noch völlig unentschlossen war und die Enge des bürgerlichen Lebens in Hamburg ihn in keiner Beziehung befriedigte. Er selbst schildert seine damalige Stimmung: „Sie wissen, daß mir mein gegenwärtiger Zustand mißfällt und daß mir fast vor meinem Vaterlande eckelt. Ich bin den Pflanzen gleich, die zu nichts taugen, wenn sie nicht versetzt werden. In Hamburg, wenn es hoch käme, würde ich Knospen ge-

8) Emil Knorr: Friedrich der Große als Freimaurer; in: Hohenzollernjahrbuch 1899.

winnen und dann verwelken. Vielleicht will der große Baumeister der Welt mein Glück bauen und dazu in Braunschweig den Grund legen."[9]) Der Glanz der großen Welt hatte seinen Ehrgeiz geweckt.

Tatsächlich gelang es Bielfeld bei dieser Gelegenheit, Friedrichs Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Seine, natürlich in elegantem Französisch gehaltene Ansprache nahm Friedrich, der Geist und französische Kultur so hoch schätzte, günstig für ihn ein. Es ist begreiflich, daß der junge Kronprinz schon bei diesem Anlasse an dem um 5 Jahre jüngeren Bielfeld, der so weltmännisch auftrat und sich genau „à la française" zu tragen und zu benehmen wußte, besonderes Gefallen fand, zumal Bielfeld von Natur aus ein liebenswürdiges, einnehmendes Wesen, „le don de plaire" hatte[10]).

War Friedrichs Aufnahme in die Loge für ihn selbst nur ein geringfügiger Umstand, ohne Belang für seine spätere Regierungsweise, so wurde sie für Bielfeld geradezu zum Schicksal. Nach kaum einem halben Jahre erhielt er in Hamburg durch den Grafen von Truchseß-Waldburg eine Einladung Friedrichs nach Rheinsberg, die ihm eine Fülle neuer Aussichten eröffnete und der er deshalb freudig Folge leistete. Er war sich nun vollkommen darüber klar, daß das ganze Glück seines Lebens darin bestehen würde, sich die Gunst und Freundschaft seines hohen Gönners, dessen künftige Größe er vielleicht schon ahnte, zu erhalten.

Nach einem kurzen Besuch von nur einigen Wochen siedelte Bielfeld im Herbst 1739 auf Friedrichs ausdrücklichen Wunsch endgültig nach Rheinsberg über. Man muß Friedrichs Grundsätze bei der Wahl seiner Rheinsberger Hausgenossen kennen, um einzusehen, welch hohe Auszeichnung und Anerkennung diese Einladung für den jungen Mann bedeutete. „Ein kleines Häuflein voller Geist ist die Gesamtheit in der Quintessenz," das war Friedrichs Prinzip[11]). Wer vor ihm und der Rheinsberger Gesellschaft bestehen wollte, mußte zum mindesten Talente haben, viel wissen, leicht und anregend konversieren können und gewandt und sicher auftreten. Ohne solche Fähigkeiten galt man in diesem Kreise für völlig „unkonversabel". Die Rheinsberger Atmosphäre mochte für den jungen Bielfeld gerade das Rechte gewesen sein. Diese dem jungen Bürgerlichen ganz neue und fremde Welt wirkte auf ihn mit der Stärke eines unerhörten Erlebnisses, er war völlig berauscht: „Ich verlebe hier wahrhaft entzückende Tage. Königliche Bewirtung, göttliche Weine, himmlische Musik, herrliche Spaziergänge in den Parkanlagen und Waldungen, Fahrten auf dem See, Pflege der Wissenschaften und Künste, geistreiche Unterhaltung:

9) Lettres familières, Bd. 1, Brief 1—4.
10) Eloge, abgedruckt in den Institutions politiques, Bd. III.
11) Reinhold Koser: Friedrich II., Bd. 1.

alles vereinigt sich in diesem Zauberschloß", schreibt er begeistert in seinen Lettres. Dem Leben inmitten dieser feinsinnigen, hochgebildeten bunten Gesellschaft von gleichartiger Bildung und verwandten Interessen verdankte er viele Anregungen und manche freundschaftliche Beziehung, die er sein Leben hindurch pflegte.

Der kleine Hofstaat Friedrichs setzte sich damals aus einer Anzahl Regimentskameraden, außerordentlich brauchbaren und vielversprechenden Offizieren zusammen. Dazu gesellten sich Männer so recht nach dem Herzen Friedrichs. Freunde der Kunst und Wissenschaft, wie der hochbegabte Knobelsdorf, der künstlerische Gestalter von Friedrichs Schlössern, der Normanne Chasot, ein typischer Vertreter des zeitgenössischen Frankreich, der vielseitig gebildete, musikalische Major Stille, Fouquè und Kaiserlingk, der geliebte „Cäsarion." Dazu stand in merkwürdigem Gegensatz Jordan, der „Bücherwurm", der ernste Gelehrte und gründliche Wissenschaftler, der sich durch sein Reisebuch bei allen Freunden zeitgenössischer Bildung und besonders bei Friedrich empfohlen hatte. Er war ein Kind der französischen Kolonie in Berlin. Nach Aufgabe seiner uckermärkischen Pfarrstelle hatte er weite Reisen gemacht, auf denen er die führenden Geister der Zeit kennen lernte, darunter auch die „Sonne Frankreichs", Voltaire. Er wurde schließlich Friedrichs Sekretär, ja sein Freund und Berater. Was Friedrich an Jordan besonders liebte und schätzte, war neben Geist und Gelehrsamkeit sein Charakter, seine Herzensgüte und Menschenliebe.[11a)]

Das waren die Männer, mit denen Friedrich Austausch pflegte, wenn er Buch und Flöte beiseite legte. Die reizvollen Tage in Rheinsberg wurden dazu nicht selten durch Besuche von bedeutenden Ausländern angenehm unterbrochen, wie des Engländers Baltimore, eines weitgereisten, sprühenden Mannes und seines Begleiters, des Venezianers Allgarotti, ein Gesellschafter, wie Friedrich sich ihn wünschte.

Eine ungemeine Bereicherung des Rheinsberger Daseins bildete ein bunter Kranz von Damen, der dem Leben dort unausgesetzt neue Farben verlieh. Das trat besonders reizvoll zutage an den der zwanglosen Geselligkeit gewidmeten Nachmittagen und Abenden.

Es war wirklich eine Befriedigung bereitende Gesellschaft, in deren Mitte sich der junge Bielfeld plötzlich versetzt sah und wir verstehen sein Entzücken in der Schilderung dieser reizenden harmonischen Welt, der er geistig und seelisch so viel verdankte. „Wir haben unsere Beschäftigung in zwei Klassen geteilt, schreibt er in den Lettres, „erstens die nützlichen und zweitens die angenehmen. Unter die nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen. Die angenehmen sind: Musik, Lust- und Trauerspiele, die wir selbst

11a) Vgl. A. Weise: Rheinsberg und der junge Friedrich. Dtsche. Volkheit Bd. 13

aufführen, Maskeraden und gegenseitige Ueberraschungen mit Geschenken. Die ernsten Beschäftigungen haben indes den Vorzug vor den anderen und ich wage zu behaupten, daß wir von den Vergnügungen nur einen maßvollen Gebrauch machen. Wir benutzen sie nur zur Erholung des Geistes und zur Milderung der Grämlichkeit und des allzu tiefen Ernstes der Philosophie, die sich nicht so leicht die Stirn von den Grazien glätten läßt."[13]) Daß Bielfeld, der junge Bürgerliche, sich in diesem vornehmen Kreise wohlfühlte und auf die Dauer bestehen konnte, beweist, daß er zum mindesten ein guter Gesellschafter war und Geist und Laune besaß. Er verstand es auch, zu jeder Zeit den angenehmsten Eindruck zu machen, Männern Witz zu zeigen und Frauen zu gefallen, alles Eigenschaften, die dort hoch im Kurse standen.

Hier in Rheinsberg gewann Bielfeld auch den vortrefflichen Jordan zum Freunde. Der Gedankenaustausch über ähnliche und verschiedene Eindrücke auf gleichen Reisen durch Holland, Frankreich und England mag den Weg gebahnt haben, auf dem sich Jordan und Bielfeld, in manchem Betracht von gleichem Schlage, in gleicher Veranlagung. Liebenswürdigkeit und Leichtigkeit und in gleichem geistigem Streben verbinden konnten. Dem vertrauten Umgang mit dem um 17 Jahre älteren Jordan verdankte Bielfeld viele wertvolle Anregungen. Erst durch Jordan wurde er z. B. zur Beschäftigung mit dem klassischen Altertum veranlaßt und angehalten. Für Bielfelds Stellung am Hofe ist gerade seine Freundschaft mit Jordan bezeichnend. Daß er diese Freundschaft suchte, kann bei Jordans allgemeiner Beliebtheit am Hofe nicht verwundern. Daß er aber dessen Freundschaft trotz seiner Jugend fand und bis zu Jordans Tode genoß, spricht in hohem Maße für Bielfelds eigene geistige und seelische Veranlagung. Carlyle's boshaftes Urteil, das Bielfelds Stellung am Hofe Friedrichs auf das Konto geriebener Schmeichelkunst setzt[12]), ist somit kaum gerechtfertigt. Hätte der junge Hamburger vor Friedrich und seiner kritischen Umgebung sein wahres Wesen dauernd verbergen können?

Im Herbst 1739 kehrte Bielfeld wieder nach Hamburg zurück mit Friedrichs erfreulicher Zusicherung, daß er ihn „von nun an als einen Menschen betrachte, der ihm zugehöre"[13]). Und es währte auch gar nicht lange, bis er wiederum von seinem weniger kurzweiligen Aufenthalt im Elternhause erlöst wurde. Im April 1740 wurde er durch Jordan im Auftrage Friedrichs nach Rheinsberg zurückbeordert, wohin kurz darauf die Nachricht von des alten Königs Tode gelangte.

---

12) Carlyle, Bd. II S. 541/42.
13) Lettres familières, Bd. I.

Die lange Krankheit Friedrich Wilhelms hielt den Rheinsberger Kreis dauernd in fieberhafter Erwartung, zumal der Kronprinz mehreremale nach Berlin ans Sterbebett des Vaters eilen mußte. Bielfeld war der Ungeduldigsten einer. In jedem Getrappel, das über die hölzerne Brücke kam, die nach der Landstraße führte"[14]) glaubte man den Boten des jungen Königs nahen zu hören, und es gab manchen verfrühten Aufruhr, bis man endlich der in Rheinsberg zurückgebliebenen Kronprinzessin als Königin huldigen konnte[14]). Es ist begreiflich, daß Friedrichs Regierungsantritt die Männer der Rheinsberger Gesellschaft mit großen Erwartungen erfüllte. Wird er die „Freunde seiner Muße" nun auch königlich belohnen? Aber so liebenswürdig und zuvorkommend der Kronprinz als Gastgeber in seiner Rheinsberger Residenz war, so streng beurteilend und abwägend zeigte er sich als König und Bielfeld nennt mit Recht den Tag des Thronwechsels eine wahre „journée des dupes". Es gab viele Enttäuschte und alle Hoffnungen schlugen fehl, die sich lediglich auf Rheinsberger Gemeinsamkeiten gründeten. Für den Dienst dieses Königs gab es nur einen Gradmesser: persönliche Eignung. So mußte sich ja auch bekanntlich sein geliebter „Cäsarion" sagen lassen: „Hör mal, Keyserling, Du bist ein guter Junge, ich höre Dich gern singen, aber Deine Ratschläge sind verrückt". Auch Bielfeld gegenüber bewies Friedrich seinen Scharfblick und seine Menschenkenntnis. Vielleicht hatte er als Kronprinz seine Befähigung, die eine glänzende Beredsamkeit wohl etwas größer erscheinen ließ, als sie war, überschätzt. Er schickte ihn als Legationssekretär des Grafen Truchseß-Waldburg an den Hof des englischen Königs nach Hannover, um dort offiziell den Thronwechsel zu melden. Das war nun freilich keine große diplomatische Aufgabe und Bielfeld muß selbst kleinlaut zugeben: „Das heißt einen etwas kleinen Anfang machen[15]). Er war ganz und gar nicht der Meinung, daß das Amt eines Legationssekretärs der entsprechende Schauplatz für die Entfaltung seiner staatsmännischen Talente sein könne, tröstet sich aber damit, daß auch andere, die „gleich Jagdhunden auf dem Sprunge standen" ohne die erhoffte Beute abziehen mußten[16]). So wenig diese bloß repräsentative Aufgabe Bielfeld anfangs begeistern konnte, so sehr entsprach sie doch seiner ureigensten Veranlagung. Aufwartungen machen, schön und geistreich „parlieren", vorteilhafte Beziehungen anknüpfen, das war Bielfelds Element. Dem überaus steifen Zeremoniell am Hofe Georgs II. erwies er sich, da er mit den Künsten der höfischen Gesellschaft nun schon gänzlich vertraut war, durchaus gewachsen. Er

14) Lettres familières, Bd. I. Brief v. 3. 6. 40.
15) L. f. Bd. I L. 13. ff.
16) Koser Bd. I, S. 207 ff.

war auch hier der angenehme, gewandte Gesellschafter, der galante Kavalier, den man bei keiner Festlichkeit gerne mißte.

Der Umgang mit so vielen immer neuen Menschen schärfte seinen Blick und seine Beobachtungsgabe, er entwickelte sich hierbei zu einem recht guten Psychologen. In seinen Lettres familières finden wir Charakteristiken führender Persönlichkeiten, die, wenn sie auch nicht in allen Stücken zutreffend sein mögen, immerhin eine erstaunliche Sicherheit der Beurteilung und eine feine Unterscheidungsgabe verraten und dazu den Willen bekunden, die Menschen nach ihrem Sein und nicht nach ihrem Schein zu erkennen.

Der Aufenthalt in Hannover währte bis Georgs II. Rückkehr nach England im November 1740. Truchseß und Bielfeld kehrten wieder nach Rheinsberg zurück, wo Friedrich zu Ehren seiner Schwester Wilhelmine, die mit ihrem Gemahl, dem Markgrafen von Bayreuth, als Gast in Rheinsberg weilte, viele Lustbarkeiten gab. Bei dieser Gelegenheit stellte Bielfeld dem Markgrafen seinen Freund und späteren Schwager Peter von Stüven vor, der daraufhin tatsächlich in die Dienste des Markgrafen eintreten konnte. Dieser, ebenfalls aus bürgerlicher Hamburger Familie, hatte als Gelehrter und Dichter damals bereits einen Namen und war besonders als rühriger Uebersetzer französischer Klassikerdramen bekannt. Er gehörte auch dem Hagedornkreis in Hamburg an. Nach kurzem Verweilen in Bayreuth wurde er zum Gouverneur von Christian — Erlangen befördert, und lebte mit seiner jungen Frau, der Schwester Bielfelds, bis 1746 ständig in Erlangen.[17])

Der plötzliche Tod des Kaisers Karls VI. durchkreuzte Friedrichs Absicht, den Winter in Rheinsberg zu verbringen und machte seine Rückkehr nach Berlin notwendig. Bielfeld stellte sich nun wegen der durch die österreichische Erbfolge verwickelten europäischen Lage auf eine neue diplomatische Aufgabe ein. Tatsächlich wurde ihm ein zweiter Auftrag zuteil, der jedoch wieder ganz in der Linie des ersten lag: Zum Legationsrat befördert, sollte er Truchseß, der am englischen Hofe als Minister während des durch den Tod Karls VI. entstandenen Krieges die preußischen Interessen zu vertreten und den Engländern die restlose Zustimmung zur Erwerbung Schlesiens abzuringen hatte, nach London begleiten. Die Reise nach England, die im Winter stattfand, muß recht beschwerlich gewesen sein. Bielfeld, dem körperliche Strapazen und Entbehrungen bis dahin wohl gänzlich fremd gewesen waren, schildert in seinen Lettres die Leiden dieser Fahrt hingebend. Doch in England, auf der „Insel des guten Geschmacks", fühlte er sich recht wohl. Mit Genugtuung bemerkte er, daß auch hier alle vornehmen

17) L. f. Brief vom 15. XII. 1740.

Leute ihre Kleidung, ihren Hausrat, ihre Tafel, ihren Keller und ihren Staat nach französischer Manier einrichteten. „Ich sah, daß die Aufführung bei Leuten von Stande in allen gesitteten Ländern von Europa fast durchgängig ähnlich ist". Seine in dieser Zeit datierten „Briefe" bringen eingehende Schilderungen des englischen Lebens, der englischen Sitten, des englischen Volkscharakters, der englischen Gesellschaft und der in London besuchten gesellschaftlichen Veranstaltungen und lassen den Schluß zu, daß sich seine Tätigkeit auch als Legations r a t ausschließlich auf Repräsentation beschränkte. Auch wenn er sich selbst einen „Sklaven der Staatskunst" nennt, so spielte er doch wohl in den literarischen Cafès Londons eine größere Rolle als bei politischen und diplomatischen Unterhandlungen. Er philosophierte, interessierte sich für Musik, studierte die in England damals moderne literarische Richtung eines Richardson und Fielding, besuchte fleißig das astronomische Observatorium des berühmten Halley in Greenwich und bestaunte physikalische Demonstrationen des Dr. Desaiguilliers. Auch der englischen Kriegsflotte und dem Marinearsenal galt seine Aufmerksamkeit[18]). Wahrscheinlich blieb er von jeder größeren Verantwortung verschont. Die Art der Darstellung in den Lettres familières beweist dies auch zu deutlich. Der Schreiber ist nicht ein berufener Staatsmann, der sich gerne und stolz seiner diplomatischen Tätigkeit erinnert, der die großen politischen Zusammenhänge klar erkennt, nein, hier erzählt ein galanter Höfling, mehr ein Sklave des Gesellschaftslebens, dem die Einladung in ein vornehmes Haus fast wichtiger ist als ein diplomatischer Erfolg. Freilich ist dabei nicht zu verkennen, daß Bielfeld auch in dieser Rolle eine Mission seines Staates zu erfüllen hatte. Wurde doch nach seinem Auftreten, nach seiner Haltung das gesellschaftliche und geistige Niveau des Hofes seines Königs beurteilt, und dieser Seite der Sendung kommt in jener Zeit, die gepflegten gesellschaftlichen Formen so großen Wert beimaß, eine Bedeutung zu, die neben dem rein politischen Charakter der Diplomatie nicht übersehen werden darf.

Der inzwischen entbrannte österreichische Erbfolgekrieg erheischte des englischen Königs Anwesenheit in Hannover. Der Abschied von England ist Bielfeld nicht leicht geworden. Graf Truchseß ereilte schon unterwegs das Zurückberufungsschreiben des Königs, mit der Weisung, sich sofort zur königlichen Armee zu begeben. Das Schreiben erwähnte Bielfeld zu seiner nicht geringen Unruhe seltsamer Weise nicht.[19]) Auf seine Anfrage beim König wurde ihm die Erlaubnis, einen kleinen Urlaub in Hamburg zu verbringen und sich dann ebenfalls nach Schlesien zu verfügen. In Breslau, das von den preußischen Truppen

18) L. f. v. 7. 2. 41., 6. 3., 26. 3. u. 28. 4. 41.
19) L. f. Bd. II, Brief 46 und 55.

kurz vorher eingenommen worden war, verlebte er nun recht angenehme Tage. „An den König ist von mir ein Brief abgegangen", so schreibt er, „um zu vernehmen, ob ich mich zur Armee begeben soll und ich erwarte in diesem Falle mit Untertänigkeit seine Befehle. Unter der Zeit aber bemühe ich mich, mit den vornehmsten Einwohnern der Stadt Bekanntschaft zu machen. Es vergeht fast kein Tag, an welchem man mich nicht in einem gutem Hause vorstellen sollte und überall nimmt man mich sehr liebreich auf." Der König, dem er im Lager zu Strehle seine Aufwartung machen durfte, bedeutete ihm, zusammen mit Jordan in Breslau seine weiteren Verfügungen abzuwarten. Während der Krieg nun in Schlesien tobte, blieben beide ihrem gewohnten Lebensstile treu. Sie waren hier in Breslau „Stubengenossen" und widmeten die eine Hälfte des Tages dem Studium, die andere gehörte der Geselligkeit. In der Breslauer Gesellschaft, die sich aus hohen Offizieren der preußischen und österreichischen Armee und vielen auswärtigen Gesandten zusammensetzte, spielten Jordan und Bielfeld als Hofleute des siegreichen Preußenkönigs eine große Rolle, zumal sich Bielfeld, wie er schreibt, „mehr als jemals befleißigte Merkmale der Erniedrigung und Höflichkeit blicken zu lassen, obwohl ich deutlich fühlte, daß die gute Aufnahme, die ich überall genoß, durch 50000 Preußen unterstützt wurde".[20])

Diese Lebensweise konnte Bielfeld anfangs durchaus befriedigen, erfüllte ihn doch große Abneigung gegen den Krieg, der ihm, dem Vernunftgläubigen, als Barbarei und krasse Unvernunft erscheinen mußte. „Wären die Menschen als Tiger geboren, beruhte ihre Erhaltung auf mörderischer Verrichtung, und wären sie verbunden, entweder zu ihrem Bedürfnis oder ihrem gemeinschaftlichen Glück einander totzuschlagen und zu verderben, so würde ich in der Tat in den kriegerischen Künsten eine große Verdienstlichkeit finden, und ein Held würde in meinen Augen ein sehr vernünftiges Wesen sein." Die Entbehrungen des Soldatenstandes sind gar nicht nach seinem Sinne. Sein Haß gegen den Krieg wird zum anderen wohl auch in einem angeborenen Mangel an Mut begründet liegen, zeigte er doch, wie Lehndorf ironisch berichtet,[21]) anläßlich eines Zimmerbrandes eine mehr als klägliche Haltung und er selbst erzählt mit bemerkenswerte Offenheit, daß er sich einmal, als er im Feldlager zur Neiße weilte, aus Furchtsamkeit weigerte, mit den Offizieren in die Laufgräben zu gehen.[22]) Es fehlte Bielfeld anscheinend jedes Verständnis für die kriegerischen Erwerbungen des Königs und von dem Existenzkampf, den Preußen damals führte, hatte er sonderbarer Weise nicht die leiseste Ahnung.

20) L. f. 7. 9. 43.
21) Lehndorff, S. 69, 195.
22) L. f. Bd. II, S. 41.

Wie könnte er sonst im Jahre 1756 an den Prinzen Ferdinand schreiben: „La conservation de tant de personnes qui me seront sacrées jusqu'au tombeau m'interesse plus que toutes les conquêtes du monde! . . . Qu'un Monarque aussi puissant qu'est le Roi acquière quelques petites provinces de plus ce n'est pas de quoi je m'embarasse . . . Il est plus beau encore de vivre que de mourir pour la patrie."[23])

Freilich, allmählich schien ihm dieses ruhige Leben in so bewegter Zeit etwas peinlich zu werden. Darum stellte er sich selbst eine ernste wissenschaftliche Aufgabe: Die Uebersetzung der „Considérationssur les causes de la grandeur et la décadence des Romains" von Montesquieu, den er gelegentlich seines Pariser Aufenhaltes kennen gelernt hatte und mit dem er noch in Briefwechsel stand. Zwei Motive mögen Bielfeld gerade zu dieser Arbeit bewegt haben. Einmal der große Beifall, den Montesquieu's Werk in gebildeten Kreisen fand, — vielleicht war hierbei der Einfluß Jordans entscheidend — und zum andern der Wille, dem König die Möglichkeit einer knappen, präzisen Widergabe einer französischen Schrift in deutscher Sprache unter Beweis zu stellen: „Ich erinnere mich, daß Seine Majestät einmal zu mir sagte, daß er nicht glaube, daß ein wohl geschriebenes französisches Buch mit eben dem Nachdruck und mit eben der Kürze ins Deutsche könnte übersetzt werden, wenn man nicht fremde Ausdrücke mit einmischte." Dieser Versuch Bielfelds, der selbst die französische Sprache der deutschen vorzog, ist in jener Zeit, wo die Pflege der deutschen Sprache so vernachlässigt wurde, dafür aber die französische Sprache umso höher im Kurse stand, durchaus als nationale Tat zu werten. Die Notwendigkeit der Erlernung der deutschen Sprache hat Bielfeld auch an andrer Stelle des öfteren betont, was sicher nicht der durchgängigen Ansicht seiner Kreise entsprach. Im Jahre 1742 veröffentlichte er[24]) die Übersetzung auf besondere Ermunterung seines Freundes Jordan hin, dem er sie neben Knobelsdorf und Keyserlingk, seinen alten Rheinsberger Freunden und Logenbrüdern, widmete.

Nach beendigter Eroberung Schlesiens wurde Bielfeld im Zuge der anläßlich des Sieges vorgenommenen Ernennungen und Beförderungen als Gesandschaftsrat ins Département für auswärtige Angelegenheiten übernommen. Kurz vorher war er von den Ministern zur Besetzung eines auswärtigen Gesandtschaftspostens vorgeschlagen worden mit der Bemerkung, der König müßte ja Bielfelds Fähigkeiten selbst am besten kennen. Friedrich soll darauf überhaupt nicht eingegangen sein, was den Schluß nahelegt, daß er Bielfelds sachliche Unfähigkeit wohl durchschaut hatte. [25]) Der neue Pflichtenkreis aber

23) Brief an den Prinzen Ferdinand vom 24. 8. 1756.
24) bei Ambros. Hande, Berlin.
25) Koser, II, S. 237.

nahm nicht einmal die Hälfte seiner Zeit in Anspruch. Schien man doch im Département zu Bielfelds diplomatischen Fähigkeiten kein allzu großes Vertrauen zu haben. Wenigstens beklagt er sich in einem seiner Briefe, daß ihn die neuen Mitarbeiter nicht recht gelten lassen wollen. Auch fühlt er sich gerade in dieser Zeit vom König allzu sehr vernachlässigt.[26])

Aber Bielfeld wandte das „Uebel" zu seinem „Vorteil" an und widmete sich in echt aufklärerischem Bildungsstreben fast ganz seinen Studien, um sich für „spätere Aemter" vorzubereiten. Er befaßte sich besonders mit Rhetorik, Recht- und Reichshistorie, daneben beschäftigte er sich mit schöner Literatur, mit der Poesie, den Schauspielen, Romanen usw., dabei vernachlässigte er aber das Hofleben in keiner Weise. „Glauben Sie aber ja nicht", so schreibt er, „daß dieser Fleiß, so eifrig er auch sein mag, mich den Hof und die Welt aus den Augen setzen läßt. Nein, dieses sind Schulen, welche ich ohne Aufhören besuche, und zwar als wirkliche Schulen. Ich halte sie für weit nützlicher für meinen Endzweck als alle die anderen. Ich sehe da gleichsam wie in einem beweglichen Gemälde tausend belebte Gegenstände vor mir, welche sich unaufhörlich verändern, welche mich unterrichten, welche meine Erkenntnis erweitern und mich täglich mit neuen Ideen bereichern. Ein großes Glück für mich, daß man mir daselbst den Zutritt verstattet und nicht den allerletzten Platz einräumt".[27])

In dieser Zeit erwachte in Bielfeld der Wunsch, den „Parnaß", an dessen Füßen er sich jetzt schon wähnte, zu ersteigen. Er spürte wohl selbst, daß er nicht gerade zum erfolgreichen praktischen Staatsmann geboren war, daß seine Stärke möglicher Weise auf ganz anderem Gebiete lag. „Nil volentibus arduum", das war die Parole seiner Wendung. Mit dem Dichten kleiner Hauskomödien begann er seine poetische Laufbahn. Doch gab es keine Festlichkeit am Hofe, bei der Bielfeld nicht als „Maître de plaisir" vertreten gewesen wäre. Bei der Hochzeit des Prinzen von Preußen mit der Prinzessin von Braunschweig wurde ihm sogar die hohe Ehre zuteil, die traditionelle „Strohkranzrede" zu halten[28]). Es hat den Anschein, als ob Friedrich den jungen Bielfeld, dessen sachliche Unfähigkeit er mehr und mehr durchschaute, absichtlich immer ausgiebiger als Repräsentationsfigur an seinem Hofe verwendete, um ihn allmählich nur noch als amüsanten Plauderer und Gesellschafter einzusetzen, was Bielfeld immer mehr zum bloßen „Höfling" Courtisan degradierte.

---

26) L. f. II. S. 76.
27) L. f. a.a.O.
28) a.a.O. Brief vom 10. 1. 42.

In jenen Jahren ging Bielfeld auf Freiersfüßen. Er hatte von einer jungen, reichen und vornehmen Erbin in Halle gehört, und reiste nun dorthin um zu werben. „Getragen auf den Flügeln der Liebe und von der Vernunft geleitet"[29]), dieser Ausspruch Bielfelds ist nicht nur für seine eigene Einstellung zu Frauen, Liebe und Ehe kennzeichnend, sondern für die seiner ganzen Zeit, wo Liebesleidenschaft zur Galanterie wurde, wo man spielte, wenn man liebte und rechnete, wenn man heiratete. Allerdings, diesmal scheiterte Bielfelds Plan an seinem eigenen Grundsatz, der die Vernunft über das Gefühl stellte: der Bürgerliche mußte sich einen Korb des adeligen Fräuleins gefallen lassen. Sein seelisches Gleichgewicht konnte dadurch jedoch keineswegs erschüttert werden. Unbefangen strebte er weiter, der glückhaften Wendung zu, die ihm auch hier den gewünschten Erfolg bringen sollte.

Zunächst brachten ihn die Vorarbeiten zur Gründung der Akademie der Wissenschaften wieder mehr in den Gesichtskreis des Königs. — Seit Friedrich I. bestand in Berlin eine königliche Gesellschaft der Wissenschaften, die von dem König selbst gestiftet und mit Einkünften versehen wurde und deren erster Präsident Leibnitz war. Aber seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm, dem Soldatenkönig, war militärische Schulung weit wichtiger als die Pflege der „nutzlosen" Wissenschaften. Der Ausbau des Heeres beanspruchte alle Geldmittel und so blieb die „Königliche Gesellschaft der Wissenschaften" auch nur so weit bestehen, als sie dem Ziele des Königs diente: Die anatomische Abteilung wurde weiter gefördert, da sie dem König Wundärzte für das Heer lieferte. Doch Friedrich II., der „Säugling und Liebling der Musen", ließ sich die Pflege der Künste und Wissenschaften trotz seiner kriegerischen Unternehmungen sehr angelegen sein, und so durfte das zunächst private Unternehmen, das ein belletristischer Zirkel war, der Wissenschaft in aesthetischer Form treiben wollte, mit dem Beifall und der tatkräftigen Unterstützung des Königs rechnen. Er erklärte sich zum Beschützer der Gesellschaft, die durch Graf von Schmettau, Herrn von Bork, Jordan und Bielfeld wieder ins Leben gerufen war, und stellte ihr für ihre Zusammenkünfte ein Zimmer im Schloß zur Verfügung. Er faßte den Entschluß, diesen privaten Zirkel zusammen mit den Resten der alten königlichen Berlinischen Gesellschaft zu einer „Königlichen Akademie der Wissenschaften und schönen Künste" auszubauen. Zu diesem Zweck ernannte er im Jahre 1743 Sachverständige, die die Organisation der neuen Akademie in die Hand nehmen sollten. Dieser Kommission gehörte auch Bielfeld an. Er arbeitete bei dieser Gelegenheit eine kurze Geschichte der Akademie aus. Der König berief eine Anzahl berühmter und verdienstvoller Männer zu

29) L. f. a.a.O.

ordentlichen Mitgliedern seiner Akademie: Wolff, Euler, Maupertuis, Algarotti und Voltaire. Bielfeld wurde nur Ehrenmitglied, d. h. nicht verpflichtet zu wissenschaftlicher Arbeit und unbezahlt, „weil ich nicht wissen kann", so schreibt er, „ob mich seine Mäjestät nicht etwa zur Versendung nach einem fremden Hof bestimmt hat, und ob ich nicht folglich durch die natürliche Beschaffenheit meiner Beschäftigung verhindert würde, wenn ich mich zu einer ordentlichen Arbeit verbindlich machen wollte." [30]) Diese Begründung Bielfelds, so sehr sie ihm selbst auch über seine Enttäuschuug hinweggeholfen haben mag, scheint uns nicht durchschlagend; denn wir können uns nicht vorstellen, daß sich sein bis dahin wissenschaftlich noch ganz unbekannter Name in der Reihe der oben genannten Größzen schon gut ausgenommen hätte.

1744 wurde Biefeld ein ehrenvoller Auftrag. Die Königinmutter bestellte ihn zum zweiten Hofmeister ihres jüngsten Sohnes, des Prinzen Ferdinand. Seine Erziehungsmethode und seine ganze Wesensart wirkten günstig auf den Prinzen ein. Bielfeld hatte nicht Unrecht auf diese Berufung stolz zu sein; denn er selbst war erst 27 Jahre alt, als er mit der Erziehung und Belehrung eines so „durchlauchten" Schülers betraut wurde. Mit dieser Ernennung aber war seine diplomatische Karrière endgültig erledigt. Friedrich hatte längst erkannt, daß der Hamburger kein Mann für diplomatische Aufgaben war. Diese Wendung konnte Bielfeld aber nicht beirren; denn nun waren seine Zeit und seine Kraft völlig frei für sein eigenes großes Bildungsstreben, das er mit der Unterrichtung des Prinzen gut verbinden konnte. Und so führte er in dieser Zeit auch recht eifrig die Feder, wenn auch nur zur Unterweisung des Prinzen. Er befaßte sich eingehend mit den Fragen der Unterrichtsmethoden und der Stoffauswahl. Daß er sein pädagogisches Amt ernst und gewissenhaft nahm, das bezeugen seine 1766 erschienenen „Premiers Traits de l'Erudition Universelle", die an anderer Stelle noch ihre Würdigung finden sollen. Er halte es in seinem Amt für wichtiger, schreibt er einmal an einen Freund, aus dem „durchlauchtigten Sohne einen tugendhaften und gütigen, als einen vollkommen geschickten Prinzen" zu bilden. Wenn Bielfeld hiermit sagt, daß es ihm mehr auf die Willensbildung ankomme als auf die Anhäufung von Kenntnissen, so geht er eigentlich hier über den Rationalismus hinaus und meldet schon, wenn auch ganz leise, die neue kommende Gedankenwelt. Freilich entspricht der in den Lettres familières ausführlich dargelegte Lehrplan noch ganz dem Bildungsideal der Aufklärung. Der Schüler soll in die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens eingeführt werden, selbst wenn dies auf Kosten der Tiefe ginge.

30) L. f.

Es gelang Bielfeld, das Vertrauen und die Freundschaft Ferdinands zu gewinnen und sich sein ganzes Leben hindurch zu erhalten. Das beweisen die fast 500 Seiten umfassenden Briefe Bielfelds an den Prinzen.[31]) In diesen Briefen werden die kleinsten Geschehnisse des Lebens der beiden, alle Sorgen und Nöte hingebend besprochen, selten wird ein Wort über die große Politik verloren, dafür umso mehr über Hofklatsch und Vergnügungen. Prinz Ferdinand, der unbedeutendste und schwächlichste unter Friedrichs Brüdern, war im tiefsten Innern eben doch eine gänzlich unproblematische und unphilosophische Natur und vielleicht bemühte sich Bielfeld immer, in jeder Beziehung auf ihn einzugehen, was wohl auch bewirkte, daß Ferdinand unbeirrt auch dann noch zu seinem alten Hofmeister hielt, als dieser längst die Gunst des Königs verloren hatte.

In dieser neuen Stellung kam der „Höfling" Bielfeld wieder mehr als zuvor zu seinem Recht. Als Friedrich II. nach dem Frieden von Dresden seine Residenz in Potsdam aufschlug, siedelte auch Prinz Ferdinand mit seinen Hofmeistern über. Bielfeld hatte nun freien Zutritt zum König und erfreute sich wieder seiner Gunst und Güte. Vielleicht freute sich der König darüber, seinen Jugendfreund nun endlich in einem Amt zu sehen, dessen Anforderungen er von innen heraus gerecht werden konnte, während er vorher in diplomatischen Dingen doch meist versagte. Die Mußestunden des Königs durfte er mit Vorlesen ausfüllen, bei den Spaziergängen und Reisen des Königs dessen Begleiter sein. Höhepunkte seines damaligen Lebens waren die Tischgesellschaften, die sich allmittäglich an des Königs Tafel zusammenfanden. Man merkt es Bielfeld an: Hier fühlt er sich wohl, hier kann sein Geist und Bildungsdrang von allen Seiten profitieren, hier ist er in seinem Element: „Ich zweifle, ob in Europa eine witzigere, angenehmere, lehrreichere und lebhaftere Gesellschaft anzutreffen ist als an dieser Tafel. Es ist mir das größte Vergnügen, den König und die geistreichen Personen sprechen zu hören, die er zu seinen Mahlzeiten einladen läßt.[32]) Wir wissen, wie wenig feil ein Sessel an Friedrichs Tisch war und daß man zum mindesten ein guter Gesellschafter voll Witz und Laune sein mußte, um dauernd des königlichen Umganges gewürdigt zu werden. Zwei Jahre lang durfte Bielfeld nun den König zu seinen Truppenmusterungen nach Schlesien, Magdeburg und Stettin begleiten. Diese Reisen trugen ihm weitere ehrenvolle Aufträge ein: In Stettin übertrug der König ihm das Amt eines Oberaufsehers über alle preußischen Universitäten (Halle, Frankfurt a. O., Königsberg i. Pr., Duysburg und Lingen). Bald darauf

31) Im Brandenburg-Preußischen Hausarchiv Charlottenburg.
32) L. f. Bd. II.

wurde er zum Direktor über das Hospital in Berlin ernannt. Beide Aemter hatte vor ihm sein 1745 gestorbener Freund Jordan inne.

Nun galt es, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, sich die „gegenwärtigen günstigen Umstände zunutze zu machen", um sein Glück „auf einen festen Fuß zu setzen." Die gute Partie in Halle, die er vor 5 Jahren nicht machen konnte, hat er immer im Auge behalten, und das Glück hatte es gefügt, daß jene Dame noch unverheiratet war. Dem „Gebot der Klugheit" folgend begab er sich ein zweites Mal nach Halle. „Wer weiß, ob der Oberaufseher nicht günstiger aufgenommen wird als der bloße Hofmann?" Tatsächlich kam diesmal die Verlobung zustande. Bielfeld läßt uns über seine letzten Absichten wiederum nicht im Zweifel: „Erstlich habe ich auf den Charakter gesehen, welcher mir bei der Mademoiselle von R., so viel als man ihn bei einem Frauenzimmer entwickeln kann, vortrefflich zu sein scheint, und zum anderen auf ein sehr ansehnliches Vermögen, welches mich auf allen Fall schadlos halten könnte, wenn mich der Ehestand erfahren lassen sollte, daß ich mich in Ansehung der anderen Verdienste verrechnet hätte." [33]) Auch die Gunst des Königs war Bielfelds endgültigem Glück nicht abhold. Die letzte Klippe wurde glücklich umschifft: als der König Bielfeld den Titel eines Freiherren — nur der französische Sprachgebrauch der Zeit überlieferte seinen Namen als „Baron de Bielfeld", der Adelsbrief vom 23. 4. 1748 lautet auf „Freiherr" — verlieh, stand der Heirat mit dem adeligen Fräulein nichts mehr im Wege. Im gleichen Jahre wurde die Ehe geschlossen.

Vorerst brachte diese Wendung in Bielfelds Leben noch keine entscheidenden Aenderungen, abgesehen davon, daß er, von Haus aus selbst schon wohlhabend, seit seiner Vermählung jedoch im Besitz ungewöhnlich großer Mittel, ein prächtiges Palais in der Wilhelmstraße bezog, ein Anwesen mit 40 Zimmern und Sälen, großen Kellereien, mehreren Wagenschuppen, Ställen für 20 Pferde usw. Trotzdem weilte er vielfach am Hofe Friedrichs in Sanssouci und begleitete den König auch weiterhin auf seinen Reisen. Erst als die Erziehung des Prinzen, dem Friedrich ein Regiment in Ruppin gab, Bielfelds ständige Obhut nicht mehr erforderte, konnte er sich mehr seinem Privatleben zuwenden. Seit 1750 verbrachte er die Sommermonate auf den Erbgütern seiner Frau, in Treben und Hasselbach, deren Bewirtschaftung er sich während dieser Zeit widmete. In diesen Jahren trugen seine früheren wissenschaftlichen Arbeiten die erste Frucht: 1752 erschien sein „Progrès des Allemands". Die Mitgliedschaft zur Akademie der Wissenschaften war wohl der Anlaß. Aber auch die größte Inanspruchnahme konnte ihn nicht daran hindern, den Einladungen zu den großen

33) Lettres familières II.

Festlichkeiten am Hofe des Königs stets Folge zu leisten. Immer inniger schloß er sich dem Kreise an, der sich um die drei Brüder Friedrichs bildete.

1753 wurde Bielfeld vertretungsweise an Sweerts Stelle mit der Leitung der königlichen Schauspiele betraut[34]). Dabei kam ihm seine überdurchschnittliche aesthetische Begabung wohl zustatten. Mit Lust und Liebe ging er an die reizvolle Arbeit, in der er sich bisher schon als Amateur versucht hatte. Damit im Zusammenhang stehen die im gleichen Jahre erscheinenden „Comédies Nouvelles", eine Sammlung von kleinen Komödien, mit denen er freilich nicht den gehofften Erfolg erzielen konnte.

Trotzdem man annehmen muß, daß ein derartiges Arbeitsfeld seiner Veranlaguug gänzlich gemäß sein mußte, zog er sich doch recht häufig Friedrichs Tadel zu, und er wäre gerne wieder von dieser Fülle von Arbeit, der er aus Mangel an Sachkenntnissen doch nicht ganz gewachsen war, befreit worden.

Sein Verhältnis zum König wurde in dieser Zeit immer unhaltbarer und führte 1755 schließlich zur endgültigen Entlassung Bielfelds. Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, welche Gründe dazu unmittelbarer Anlaß wurden. Lehndorf meint, daß Bielfeld um Urlaub ohne Grenzen gebeten habe und Friedrich dadurch für immer verstimmte: „Sein Gehalt ist ihm eben genommen worden, weil er zu viel Verkehr mit den irdischen Halbgöttern gepflogen hat; der wahre Grund ist aber der, daß er den König entweder um eine Erhöhung seines Gehalts oder um die Erlaubnis gebeten hat, so lange auf dem Lande bleiben zu dürfen, als ihm beliebe. Daraufhin hat ihm seine Majestät geantwortet, daß er seine Vorliebe für das Land kenne und ihn in seinen Neigungen nicht behindern wolle, aber auch, daß er ihm seinen Gehalt nehmen würde."[35]).

Bielfelds Bitte um Urlaub wurde von Friedrich bezeichnend beantwortet. In der dem Prinzen Ferdinand übersandten Kopie hieß es: „Je ne veux point être contraire du parti que vous avez pris de vous retirer sur vos terres pour y rétablir vos affaires. Mais vous conviendrez vous même que ce n'est aussi plus juste que les pensions dont vous avez joui jusqu'à présent, cessent alors. A Potsdam le 17 de Février 1755[36]). Der Hamburger hatte ihn mehr als einmal enttäuscht, hatte immer wieder versagt, ja sogar die Prinzen, mit denen er allzu vertraut zu werden schien, vom Dienste abgehalten und wollte nun Lohn ohne Arbeit haben. Dazu hatte das

34) Lehndorff, S. 43 und 65.
35) Lehndorff, S. 195.
36) Im Hausarchiv.

kostspielige Leben in Berlin seine Vermögenslage bedenklich erschüttert, kurz das Glück schien ihn auf immer verlassen zu wollen. 1755 mußte er in Treben festen Wohnsitz nehmen. Der Abschied fiel ihm, der 16 Jahre in des Königs Dienst gestanden hatte und der das Treiben am Hofe so sehr liebte, sicher nicht leicht. Wie würde er auch nach der Gesättigkeit des Hoflebens der vergangenen Jahre nun plötzlich das Landleben in seiner geistigen Dürre ertragen, er, der ohne Ansprache und Mitteilenkönnen nur ein halber Mensch war? Die wehmütige Abschiedsstimmung hat ihn wohl Zeit seines Lebens nicht mehr verlassen[37]). Noch 11 Jahre später hören wir sie durchklingen in seinem Vorwort zu seinen „Premiers Traits", wo tiefe Resignation die Schilderung der Vorzüge und des Glückes seiner ländlichen Zurückgezogenheit durchzieht: Er hat nach „25jähriger Arbeit in der großen Welt" erkannt, daß „alles eitel ist und bei einem gewissen Zeitpunkt des Lebens das größte Glück, wonach der vernünftige Mensch streben kann, darin besteht, daß er für sich selbst, für einige wahre Freunde, für die Musen und für die stillen Vergnügen lebe."[38]).

Anfänglich mögen ihn die neuen Aufgaben, die seiner in Treben harrten, wohl eingenommen und befriedigt haben. Aber auf die Dauer konnten sie ihm kein Ersatz sein für ein Leben in der bunten, lebendigen und geistreichen Sphäre des glänzenden Hofes, wenngleich er häufig zu Gast war am benachbarten Hof von Gotha und auch mit Gottsched und Gellert in freundschaftlichen Beziehungen stand. Dazu kamen kleine und große Familiensorgen. Zwar wurde ihm reicher Kindersegen zuteil, aber der Tod entriß ihm sechs von sieben Kindern und schließlich auch seine Gemahlin. Dies alles ließ seine Einsamkeit immer größer werden. Trost bot ihm nun seine wissenschaftliche und literarische Betätigung, der er sich schließlich ganz zuwandte. Und so beginnt jetzt Bielfelds literarisch fruchtbarster Lebensabschnitt. Sein persönliches Leben tritt von nun an immer mehr in den Hintergrund. In den letzten 15 Jahren seines Lebens tritt er uns lediglich als Verfasser verschiedener Werke entgegen.

Die Kriegswirren des zweiten Schlesischen Krieges machten im Jahre 1757 seine Uebersiedlung nach Hamburg notwendig. Dort reiften seine „Institutions Politiques" 1759 ihrer Vollendung entgegen. Die letzten drei Jahre seines Hamburger Aufenthaltes waren, wie wir schon oben sahen, der Veröffentlichung seiner „Lettres familières et autres" gewidmet. In Hamburg versuchte er sich durch nützliche Dienste Friedrich wieder zu versöhnen. Hamburg war als deutscher Haupthafen damals die Zentrale politischer Nachrichten und Bielfeld hielt sich in seinem großen und vornehmen Bekanntenkreis stets gut unterrichtet. Besonders über die Vorgänge in Schweden und

37) Hausarchiv.
38) Premiers Traits, Vorwort.

Rußland war er immer gut im Bilde.[39]) Dem König konnten Bielfelds Mitteilungen unmöglich gleichgültig sein und er drückte Bielfeld seinen Dank auch in einem eigenen Schreiben aus. Aber die Erwartungen, die Bielfeld an seine freiwilligen Dienste knüpfte, gingen nicht in Erfüllung. In Friedenszeiten war er dem König wiederum bedeutungslos. Deshalb hätte Bielfeld gerne die ehrenvolle Einladung der österreichischen Regierung, in Wien dem jungen Erzherzog Josef Vorlesungen über seine „Institutions Politiques" zu halten, angenommen. Aber der König, dem er die letzte Entscheidung überließ, war aus begreiflichen Gründen gegen die Annahme des Wiener Angebots. Er verlieh ihm zum Dank für seine Agentendienste durch den Prinzen Ferdinand eine Pension von 600 Talern jährlich, eine Summe, die für Bielfeld, der 1760 kurz vor dem Bankerott stand, nicht die erwartete Höhe hatte. Zeitlebens gab er sich mit dieser „Abfindung" nicht zufrieden und lag dem König mit der Bitte um ein Amt noch jahrelang in den Ohren, was ihn am Hofe in Berlin immer unmöglicher gemacht haben muß.[40])

Die sich unmittelbar an seine Rückkehr nach Treben anschließende Zeit stand im Zeichen des Wiederaufbaus seiner durch den Krieg zerstörten Güter. 1764 fand er in Fräulein Dorothea von Boden, der Tochter des bekannten Staatsministers August Friedrich von Boden, die als Witwe Oberhofmeisterin der Prinzessin Luise von Preußen war, eine neue Lebensgefährtin, mit der ihn bis zu seinem Tode eine glückliche Ehe einte. Das Zeugnis, das diese Gemahlin dem Gatten und Vater Bielfeld ausstellte, hat der Verfasser der Eloge mit seiner Rede abdrucken lassen. Es wirft ein helles Licht auf Bielfelds liebenswürdiges Menschentum.

Bielfelds letzte Lebensjahre sind reichlich ausgefüllt mit der Durchsicht und Korrektur seiner schon früher erschienenen Werke und der Herausgabe einer Wochenschrift, des „Eremit". Wirtschaftliche Mißerfolge und Familiensorgen trübten seinen Lebensabend. Nur die Freundschaft mit dem Prinzen Ferdinand, von dem er wenige Tage vor seinem Tode dankbar ergriffen Abschied nimmt, hat ihn noch mit Berlin verbunden. Brustwassersucht und ein schweres Asthma- und Gallenleiden führten am 5. April 1770 zu seinem Tode in einem Alter von erst 53 Jahren. Die von Formey am letzten Mai des gleichen Jahres vor der Berliner Akademie gehaltene Eloge gedachte in herzlich ehrender Weise des Jugendfreundes des großen Friedrich, ohne sich jedoch seinen Fehlern und Schwächen zu verschließen. Ueberlebt wurde Bielfeld von seiner zweiten Gemahlin und seinen beiden Söhnen Heinrich und Ferdinand.

39) Depeschen Bielfelds. Geheimes Staatsarchiv.
40) Briefe an den Prinzen Ferdinand. — G. Voß, a. a. O.

# II. Bielfelds Werke.

**1. Progrès des Allemands** dans les Sciences, les Belles Lettres et les Arts, particulièrement dans la Poésie, l'Eloquence et le Théatre.

Dieses Werk, das im Jahre 1752 erschien und 3 Auflagen erlebte, schrieb Bielfeld als einen Beitrag für die Berliner Akademie, deren Ehrenmitglied er war. Wie schon der Titel verrät, will es eine Propagandaschrift für die deutsche Kultur sein, wenn es uns gleich wie ein bitterer Spott anmutet, daß das Buch eines Deutschen in fremder Sprache In- und Ausländern deutsche Literatur und Wissenschaft lieb machen will. Aber es mußte in französischer Sprache, der Sprache der damaligen gebildeten Welt Europas geschrieben werden, weil es sich nicht in erster Linie an deutsches Publikum richtete, sondern als Propagandaschrift in ganz Europa, vor allem aber in Frankreich gelesen und verstanden werden wollte.

Auf den ersten Blick mag es befremdlich erscheinen, daß gerade Bielfeld den Versuch unternimmt, vor der europäischen Oeffentlichkeit und ihrer scharfen Kritik, die für deutsches Geistesschaffen damals noch weithin bestenfalls ein wohlwollendes Lächeln aufbringen konnte, für deutsche Kulturleistung eine Lanze zu brechen. Haben wir doch Bielfeld bisher als Typus eines echten „Französlings" kennen gelernt, der ein für einen Ausländer glänzendes Französisch spricht, in seinem gesellschaftlichen Auftreten einem echten Franzosen alle Ehre macht und keine Gelegenheit versäumt, der französischen Kultur und ihren Leistungen schmeichelnde Aufmerksamkeit zu zollen. Dieser Widerspruch würde unaufgeklärt bleiben, wenn wir darin ein persönliches Charakteristikum Bielfelds erblicken wollten.

Es wird notwendig sein, das politische und kulturelle Eigenleben Deutschlands in seinem Verhältnis zur großen europäischen Politik und Kultur zu betrachten, um Bielfeld gerade an dieser Stelle als Zeugen einer sich langsam anbahnenden west-östlichen Verschiebung des politischen und kulturellen Schwerpunktes in Europa zu erkennen.

In Deutschland hatte der 30jährige Krieg auf allen Gebieten des politischen und kulturellen Lebens einen chaotischen Zustand hinterlassen. Das in jeder Beziehung zurückgeworfene deutsche Volk griff in seinem Streben, diesen Zustand zu überwinden, nach der ihm über-

legenen fremden Kultur. Und während man so hier erst wieder um eine Basis ringen mußte, auf der eine fruchtbare politische und kulturelle Entwicklung überhaupt wieder möglich werden konnte, erreichte die Entwicklung der westlichen Nation Gipfelpunkte des politischen und kulturellen Lebens. Während man in Deutschland erst um notdürftigste Voraussetzungen kämpfte, kümmerliche staatliche Reste aus chaotischer Kriegswirrnis herauszuretten bestrebt war und man der Muttersprache, die infolge ihres Winkeldaseins gegenüber der lateinischen Gelehrtensprache völlig verwildert war, zumal es auch an vorbildlichen dichterischen Schöpfungen fehlte, erst Anerkennung und Achtung verschaffen mußte, überspitzte sich in Frankreich der national geeinte Staat auf dem Höhepunkte seiner Macht und erreichte die französische Dichkunst in Corneille, Racine, Molière, La Fontaine ihre klassische Prägung und durch sie die französische Sprache ihre glänzendsten Schöpfungen. Der europäische Westen begegnete der im Herzen Europas immer mehr Platz greifenden Bewunderung für seinen Glanz und seine Leistungen mit stolzem Selbstbewußtsein, jedem eigenständigen, literarischen Streben der Deutschen mit verächtlicher Ueberheblichkeit. Formlos, geschmacklos und schwerfällig mußte sich alles Deutsche ausnehmen, wenn es mit französischem „Goût" und Esprit einen Vergleich aufnehmen wollte. „Comment peut-il y avoir de la prose et des poésies allemandes?" so fragte ein französischer Schriftsteller zur Zeit Ludwigs XIV. „Un Allemand faire des vers, et de beaux vers et de jolis vers! cela nous paraissait la chose du monde la plus extraordinaire." So schildert Fréron in seiner Einleitung des „Journal Etranger" von 1754 die Stimmung der französischen Gesellschaft gegenüber dem Schrifttum Deutschlands in jener Zeit. Und Voltaire faßte seine Würdigung der deutschen Literatur und Sprache in die bekannte höhnische Bemerkung: „Ich wünsche den Deutschen mehr Ideen und weniger Konsonanten."

Dieses hartnäckige Vorurteil konnten selbst die Triumphe des deutschen Geistes in Leibnitz, Wolff und Thomasius nicht überwinden. Sie galten lediglich als Beweis der Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung gelehrter Studien in Deutschland. Erst das beharrliche und erfolgreiche Aufwärtsstreben des preußischen Staates zu europäischer Großmachtstellung ließ den inzwischen auf seinem Höhepunkt stagnierenden und innerlich langsam zerfallenden Westen aufhorchen und seinen Blick nach Osten wenden, zumal dort neu erwachter Nationalstolz und neu erwachtes kulturelles Streben gegen den herablassenden Spott des Westens zu protestieren begann und sich anschickte, seinen ehrenvollen Platz in der „République des Lettres" zu behaupten.

Zuerst waren es preußische Réfugiés, die sich in der von ihnen herausgegebenen, in den Jahren 1720–1760 in zwei Fortsetzungen erschienenen „Bibliothéque Germanique ou Histoire littéraire de L'Allemagne et des Pays du Nord" zu Wortführern dieser neuen Bewegung machten und damit wohl dem preußischen Staate, der ihnen eine neue Heimat geschenkt hatte, als Frankreich sie in brutalster Weise recht- und heimatlos machte, eine Dankesschuld abzutragen wünschten. Aber ihre Stimme konnte in Frankreich nicht überzeugen, denn sie waren Hugenotten.

Der Erfolg war erst Gottsched und seinem großen Schüler Grimm beschieden. Gottsched verstand es durch begeisterte Verehrung der französischen Klassiker die Aufmerksamkeit Frankreichs auf sich und damit auch auf sein pionierhaftes Bemühen um das kulturelle Leben Deutschlands zu lenken. Noch mehr aber gelang dieses dem Schüler Gottscheds, dem Regensburger Friedrich Melchior Grimm (1723–1807). Er kam als Reisebegleiter nach Paris und sein Name besaß bereits 1750 dort einen literarischen Klang und seine Artikelreihe von 1750–1751 „Sur la Littérature Allemande" im „Mercure de France" einer angesehenen und vielgelesenen Zeitschrift, wirkte wie eine Offenbarung.[1]) Er bewies in einem anschaulichen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Literatur, daß man in Deutschland nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die Poesie von frühester Zeit an gepflegt hatte. Mit lebhafter Anerkennung sprach er von Gottscheds vielseitigem Wirken und stellte die in Frankreich damals fast noch gänzlich unbekannten Dichter Haller, Hagedorn, Gellert und Klopstock vor. Grimm wurde damit zum Pionier des aufstrebenden und um Anerkennung ringenden deutschen Kulturlebens, zum „Apostel der deutschen Literatur in Frankreich." (Gärtner). In diesem für die Einführung unserer Literatur in Frankreich so wichtigen Jahr erschien in Frankreich in französischer Uebersetzung eine Auswahl der Gedichte des jungen Berner Dichters Haller, die von der französichen Kritik fast überschwänglich gelobt wurden und die das durch Grimm schon erweckte Interesse für unser Schrifttum rasch und mächtig förderten.

In diesem Zusammenhange muß auch Friedrichs des Großen Verhältnis zur deutschen Literatur und Sprache kurz beleuchtet werden. Der französischen Sprache bedeutend mächtiger als der deutschen, holte Friedrich schon als Kronprinz die Nahrung seines Geistes durchaus aus der Wissenschaft und Literatur unserer westlichen Nachbarn. Er, der als König wie kaum ein anderer deutscher Fürst zeigte, daß er im Herzen durch und durch deutsch war, deutsch fühlte, dachte und handelte, wandte frühzeitig unserer Literatur den Rücken und ließ

1) J. Gärtner: Das Journal Etranger, 1905.

sich in dieser Voreingenommenheit auch später wenig beirren. „Mangel an Geist ist der Fehler der Deutschen nicht. Der gesunde Menschenverstand ist ihnen zuteil gefallen, ihre Eigenart ist der der Engländer ziemlich verwandt, sie sind arbeitsam und tief. Aber ihre Bücher sind von einer erdrückenden Weitschweifigkeit. Könnte man meine Landsleute von ihrer Schwerfälligkeit heilen und eine etwas vertrautere Bekanntschaft zwischen ihnen und den Grazien vermitteln, so würde ich nicht daran verzweifeln, daß meine Nation noch große Männer hervorbringt.“ „. . . Frankreich und England sind die beiden einzigen Staaten, wo die Künste in Ansehen stehen. Bei ihnen also müssen die anderen Nationen lernen. Die, welche jenen Ländern nicht einen persönlichen Besuch abstatten können, müssen wenigstens in den Büchern ihrer berühmten Schriftsteller Kenntnisse und Belehrung suchen und demgemäß die Sprachen studieren, zumal die französische, die nach meinem Urteil in Eleganz, Feinheit und Energie und in allen ihren Wendungen eine eigenartige Anmut besitzt.“ [2]) So war und blieb Friedrich in der Tat ein Fremdling im Reiche der deutschen Dichtung, die damals keinen einzigen Namen aufzuweisen hatte, der in seinen Augen einem Fontenelle, J. B. Rousseau oder gar dem Meister in Cirey, dem Kritiker seiner Musenkinder, Rang und Ruhm streitig machen konnte. Doch die Fortschritte im heimischen Geistesleben verfolgte er stets mit herzlicher Freude.

In diese Linie sind nun auch Bielfelds Progrès des Allemands als eine allerdings etwas verspätete Schutz- und Empfehlungsschrift einzuordnen. Von hier aus will Bielfelds Werk gelesen, verstanden und beurteilt werden, wendet es sich doch ausdrücklich gegen die bekanntesten Hohnreden französischer Schriftsteller, von denen wir die bezeichnendste folgen lassen. Pater Dominique Bouhours S. J. schrieb 1671: „Ein deutscher oder moskowitischer Schöngeist ist ein seltsames Ding, und wenn es solche gibt, dann gehören sie zu der Art jener Geister, welche nie erscheinen, ohne Staunen hervorzurufen. Der Kardinal Perron sagt eines Tages, indem er von dem Jesuiten Gretzer sprach: ‚Er besitzt sehr viel Geist für einen Deutschen‘, wie wenn ein geistreicher Deutscher ein Wunder gewesen wäre. Der Schöngeist, wie wir ihn definiert haben, kann sich durchaus nicht mit der plumpen Natur und dem wuchtigen Körper der Völker des Nordens vertragen. Allerdings will ich nicht behaupten, daß alle Nordländer dumm sind; es gibt Geist uud Wissenschaft in Deutschland und Polen wie anderswo; aber bei alledem kennt man dort nicht unseren Schöngeist, noch jenes schöne Wissen, dessen Hauptbestandteil die Feinheit ist.“ [3])

2) Oeuvres VII, S. 91.
3) Les Entretieus d'Ariste et Eugène. Amsterdam 1671.

Alle diese Vorurteile bestimmen Bielfeld, der deutschen Muse das Wort zu reden. Er macht für den unerträglichen Zustand der Verachtung des deutschen Geisteslebens neben Bosheit nnd Ueberheblichkeit vor allem mangelnde Kenntnis der Sprache und des deutschen Kulturlebens verantwortlich. Diesem Mangel will er abhelfen, indem er in seinen „Progrès" dem französischen Publikum die Vertreter deutscher Kultur vorstellt und von einigen bedeutenden deutschen Dichtern Proben ihrer Kunst in französischer Uebersetzung gibt. „Die Republik der Wissenschaften umspannt den ganzen Erdball. Kein Volk ist davon ausgeschlossen. Ich habe nur das Ziel, den Deutschen den Platz darin anzuweisen, den sie beanspruchen dürfen"[4]). Das ist das Hauptthema des Buches, das sachgemäß die Fragen nach dem Wert der deutschen Literatur, den Gründen ihrer Verkennung und Mißachtung und den Mitteln, diesem Uebelstand abzuhelfen ergibt.

Das zweibändige Werk gliedert sich inhaltlich in drei Teile. Nach einer grundlegenden Einführung im ersten Kapitel spricht es in zwei Kapiteln über die Fortschritte der Deutschen in den höheren Wissenschaften und Künsten, über ihre Erfindungen und Entdeckungen. Im 4.—14. Kapitel gibt Bielfeld eine kleine deutsche Literaturgeschichte von ihren frühesten Anfängen bis zur Gegenwart. Den dritten umfangreichsten Teil, das 14.—19. Kapitel widmet er dem deutschen Theater. Wie im 2. Teil belegt er seine Ausführungen mit zahlreichen Uebersetzungen deutscher Dichtungen.

Das 19. Kapitel, in dem er über die Beredsamkeit der Deutschen spricht, hinkt an dieser Stelle nach und hätte sich im ersten Teil der Schrift wohl besser ausgenommen.

Im letzten Kapitel beschließt Bielfeld seine Betrachtungen mit einer Lobeserhebung auf das brandenburgische Haus, das sich besonders durch die Gründung der Akademie um eine gedeihliche Entwicklung der Wissenschaften und Künste verdient gemacht habe. Gleichzeitig mahnt er die Deutschen vor falscher Ueberheblichkeit und vor dem verderblichen Fehler, auf erworbenen Lorbeeren auszuruhen.

Wir wollen im Folgenden die Progrès einer eingehenderen Darstellung und Untersuchung unterziehen. Diese kann sich natürlich darauf beschränken, Bielfelds Darstellung des deutschen kulturellen Lebens nur so weit anzuziehen, als sie charakteristisch ist für das Wissen seiner Zeit und sein in der Zeit verhaftetes Denken und Urteil, da das Ziel, das er mit dieser Schrift verfolgt, längst nicht mehr aktuell ist und das Buch deshalb für uns heute nur noch insoweit Bedeutung hat, als uns Bielfelds zeitbedingtes Wissen, Denken und Urteilen interessiert. Auf Bielfeld selbst wird darüber hinaus noch ein bezeich-

4) Progrès S. XI, Vorwort.

nendes Licht fallen, wenn wir untersuchen, wie weit er sich seiner Aufgabe gewachsen erweist.

Die Besprechung hält sich nicht an die durch das Buch gegebene Kapitaleinteilung, sondern beschränkt sich darauf, an Hand einer Erörterung der Ansichten Bielfelds über die deutsche S p r a c h e, die deutsche L i t e r a t u r und das deutsche T h e a t e r, das für unsere Zielsetzung Wesentliche herauszustellen. Ihr liegt die dritte endgültige Fassung des Buches vom Jahre 1767 zugrunde.

Bielfeld zieht die deutsche S p r a c h e an der Stelle in den engeren Kreis seiner Betrachtungen, wo er darüber nachdenkt, warum es an Übersetzungen deutscher Dichtungen fehlt. Er erkennt richtig, daß die Schwierigkeiten der Übersetzung einer fremden Sprache im Wesen dieser Sprache selbst begründet liegen. Hier richtet er vor allem an die in Deutschland lebenden Réfugiés die Aufforderung ihre Dankbarkeit dem Gastland dadurch zu beweisen, daß sie in Beherrschung beider Sprachen der deutschen Dichtkunst durch gute Übersetzungen zu weiterer Verbreitung und Anerkennung verhelfen. Wir erwarten hier eine gründliche Vertiefung in das Wesen einer Sprache und speziell des Deutschen, zumal Bielfeld, wie er immer wieder zeigt, ein feines Sprachempfinden, ja ein gewisses Fingerspitzengefühl für die Eigentümlichkeiten besonders der französischen und der deutschen Sprache und deren Wesensart besitzt. Wenn Bielfeld aber in diesem Zusammenhang eine Geschichte der Schwierigkeiten und Krisen gibt, die die deutsche Sprache im Verlauf der Jahrhunderte zu überwinden hatte, dann liegt der Schluß sehr nahe, daß er das Wesen der deutschen Sprache gerade durch diese Schwierigkeiten und Krisen bestimmt sieht, ein Schluß, der umso wahrscheinlicher erscheint, als sich in jener Zeit die Ratio auch der Sprache bemächtigte. Dann wäre also die in ihrem Wesen begründete Schwierigkeit des Übersetzens der deutschen Sprache dadurch gegeben, daß ihre bisherige Entwicklung noch allzu sehr im Schatten der mittelalterlichen Finsternis barbarischer Unvernunft verlief.

So bezeichnend dieser Gedanke für das damalige rationalistische Denken ist, so wenig zutreffend und begründet ist er auch. Er hat seinen letzten Grund in der widersinnigen Abstraktion einer die Menschen über die nationale Enge hinweg verbindenden vernünftigen Normalsprache, die sogar Leibnitz als Ideal vorschwebte. Diese Abstraktion aber verkennt, daß das tiefste Wesen der Sprache letztlich ein Geheimnis ist, das mit dem Geheimnis des Lebens zusammenfällt, daß jede Sprache eine Lebensäußerung des Volkes ist, das sie spricht, eine Manifestation seines Wesens und seines Charakters.

Diese letzte Ueberspitzung der in einem bodenlosen und blutleeren Vernunftkult im Rationalismus über ihre Grenzen hinausschießenden Aufklärung, von der aus sicherlich die oben erwähnte Gedankenverbindung Bielfelds verstanden werden muß, müssen wir ablehnen. Aber dennoch dürfen wir nicht das Positive übersehen, das mit dieser Abstraktion gegeben ist. Es ist durchaus richtig gesehen, daß sich eine Sprache nie in ihrem Wesen an sich, sondern daß sich das Wesen einer Sprache immer nur in ihrer jeweiligen geschichtlichen Gestalt offenbart, und daß die Sprachgeschichte aufs innigste mit der allgemeinen Geschichte eines Volkes verbunden ist. Wenn wir also von der tatsächlich bei Bielfeld im Hintergrund stehenden rationalistischen Ueberspitzung absehen, ist es richtig, daß die deutsche Sprache damals durchaus unter dem Eindruck des Dilemmas der deutschen Geschichte stand, unter dem Einfluß der Ueberfremdung des deutschen Wesens, die eine eigene bodenständige Entwicklung deutscher Art auf das Schlimmste gefährdete, der Ueberfremdung der deutschen durch die lateinische Sprache, die eine organische Entwicklung der deutschen Sprache einfach abschnitt und diese dann so verkümmern ließ, daß man sich als gebildeter Mensch späterhin schämte, sich ihrer zu bedienen und ihr das elegante Französisch vorzog.

So sehr Bielfeld die Verdienste Luthers um die deutsche Sprache unterschätzt, so sehr weiß er um die Bedeutung der Bemühungen Opitzens und Gottscheds. Während Opitz und seine Schüler sicherlich das bleibende Verdienst hätten, die Sprache von dem sie verderbenden Fremdwörterunwesen gereinigt zu haben, sei es Gottsched und den neugegründeten Akademien Leipzig, Jena, Göttingen, Greifswald und Königsberg zu verdanken, die später in Lächerlichkeiten, Geschmacklosigkeiten und Schwulst über ihr Ziel hinausschießende Opitz'sche Schule in ihre Grenzen zurückverwiesen zu haben.

An dieser Stelle sei auch nochmal auf die sprachgeschichtliche Bedeutung der schon erwähnten Uebersetzung von Montesquieu's: „Considérations sur les causes de la Grandeur et de la Décadence des Romains" verwiesen, womit Bielfeld Friedrich dem Großen und seiner Umgebung, die mit den Ausartungen der Opitzschen Bewegung auch die deutsche Sprache überhaupt für abgetan hielten, den Beweis erbringen will, daß man in deutscher Sprache mit derselben Kürze und Präzision französisch formulierte Gedanken wiedergeben kann, wenngleich es unmöglich sei, Formulierungen, Phrasen, Vokabeln wörtlich aus einer Sprache in die andere zu übertragen. Diese ihm gelungene Beweisführung kam wohl einem Bedürfnis der Zeit entgegen, die

durch anscheinend getreue Wortübersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche den leichten, graziösen, eleganten Ton des Französischen geradezu zerstörte.

In diesem Zusammenhang recht bezeichnend sind auch Bielfelds Ansichten über den „Goût", die er im gleichen Kapitel entwickelt, um das französische Vorurteil zu entwerten, daß die Deutschen geschmacklos seien. Er glaubt, daß das Wort „goût" allzu sehr zum Schlagwort geworden sei, hinter dem sich leider sehr oft Oberflächlichkeit und Unwissenheit verberge. Er relativisiert zunächst den Begriff: Goût ist „une facultè de l'âme", was aber keiner Individualisierung gleichkommt, sondern letztlich auf eine Rationalisierung des Begriffes hinausläuft: „Un talent de l'âme, qui naît du bon discernement de l'esprit qui se perfectionne par les connaissances, et qui nous fait trouver presque du premier coup d'oeil des rapports justes, des proportions exactes, des ornemens convenables, à chaque objet ainsi qu'á ses usages". Geschmack ist also eine Funktion der Vernunft, die Inhalt und Form in das rechte Verhältnis zu einander setzt. Es sei ganz selbstverständlich, ein philosophisches Werk in sachlichem, trockenen Stil zu schreiben; anders dagegen verhalte es sich mit den Romanen. Daß Bielfeld damit eine wesentliche Seite des Geschmackes erkannt hat, kann nicht bestritten werden. Damit gewinnt er aber zugleich — und das ist wesentlich für uns — ein für seine Beurteilung der deutschen Literatur und des deutschen Theaters maßgebliches Kriterium, das sich jenem anderen, daß Dichtung und Theater zur Hebung der Moral dienen müssen, unterordnet. Die Literatur hat die Forderung des rechten Verhältnisses von „vernünftigem" Inhalt und „vernünftiger" Form zu erfüllen, wenn sie wertvoll sein soll.

Als Beispiel für das Wachsen und Werden des deutschen Geistes gibt Bielfeld neben recht oberflächlichen Andeutungen und Uebersichten über die Naturwissenschaften eine ausführlichere deutsche Literaturgeschichte, die jedoch auch für damalige Verhältnisse recht lückenhaft und ohne tiefere Kenntnis geschrieben ist. Damit will er beweisen, daß die deutsche Literatur durchaus wertvolle Schöpfungen aufzuweisen habe, daß sie jener obersten Forderung gerecht werde und über moralisch wertvolle Schöpfungen in einwandfreier Form verfüge. Daß er auch hier wieder ganz in den Grenzen seiner Zeit denkt, ist uns ebenso klar, wie wir heute wissen, daß von diesem Gesichtspunkt aus ein völlig schiefes Bild der Dichtkunst entstehen muß. Diese Bielfeldsche Voraussetzung ist wiederum eine rationalistische Abstraktion ohne Blut und Leben. Sie verkennt den volksverbundenen Charakter

der Dichtkunst. Sie leugnet eine deutsche Dichtung, eine französische Dichtung zugunsten einer übernationalen moralischen Dichtung, dem Wunschtraum jener Zeit, die das Ideal der vollkommenen Menschheit vernünftiger und daher in wahrer Freiheit sich entfaltender Individuen predigte. Wie konnte auch eine dichterische Verklärung alter Volksbräuche und Volksvorstellungen, die doch in den dunklen Abgründen widervernünftigen Aberglaubens wurzelten, der Befreiung des Menschen aus der Finsternis der Unvernunft förderlich sein?

Aber wiederum wollen wir uns nicht vor dem Positiven verschließen, das auch in der verwerflichen Abstraktion gewonnen wurde. Einer nur sich selbst lebenden Dichtkunst wird damit der Boden entzogen. Die Forderung „für das Volk" wird formuliert und befestigt, und zwar in dem gleichen Maße, wie der Standpunkt „aus dem Volke" negiert wird. Denn der Mensch und seine Gesellschaft sind das beherrschende Thema jener Zeit, das auch hinter dem Bielfeldschen Ausgangspunkt steht, die freie vernünftige Entfaltung des Individuums, die der Sinn der Welt und ihrer Entwicklung ist. Daran konnte wohl nichts geändert werden, wenn man sich in den Mitteln, die dem Menschen dienen sollten, auch noch so sehr vergriff. Wenn man damals auch bei der These „für das Volk" ausschließlich an den einzelnen dachte; diese im überspitzten Kult des Individuums geborene These legte den Grund zu der Entwicklung, in der wir uns heute wieder finden.

Haben wir nun die entscheidenden Voraussetzungen anerkannt, von denen aus Bielfeld an die Lösung seiner Aufgabe, die deutsche Literatur ihren Verächtern nahe zu bringen, herangeht, so wird im folgenden Abschnitt darzustellen sein, wie Bielfeld diese Aufgabe löst, wie sich diese Voraussetzungen in deren Lösung auswirken.

Schon eine flüchtige Durchsicht der Ueberschriften der Kapitel IV—XIII einschließlich zeigt die getreue Anwendung seines oben herausgestellten Kriteriums der Beurteilung. Die Komposition des zweiten Teiles seiner Progrès ist auf den Scheitelpunkt „Opitz" (Kpt. V) angelegt. Opitz wirft seinen Schatten voraus: Die ganze deutsche Literatur vor ihm findet im 4. Kapitel unter der Themastellung: „Des Anciens Poètes qui ont précédé Opitz" Erwähnung und hiervon wieder die auf Opitz hinstrebende moralisierende Sphäre der lehrhaften satirischen und allegorischen Dichtung Trimberg, Freidank, Sebastian Brandt eine besonders eingehende und liebevolle Würdigung. Im Schatten Opitzens steht die Entwicklung der deutschen Literatur nach ihm: Für die in den folgenden 8 Kapiteln besprochenen Dichter Canitz, Günther, Haller, Hagedorn, Gellert, Gleim, Derschau, Wernicke und Frau Karschin gilt, was Bielfeld am Ende seines 5. Ka-

pitels sagt: „Son (Opitz) exemple donna une émulation si grande à ses compatriotes, qu'on vit naître bientôt après une foule de poêtes allemands.“ Deutschland wurde, durch Opitz angeregt, von einer wahren Manie zu dichten erfüllt. „Bientôt tout le monde rimaille . . .“ Wenn es auch nicht zu verleugnen sei, daß Deutschland von schlechten Versen geradezu überschwemmt wurde, so gab es doch unter dieser ungeheuren Zahl von Dichtern mehrere, die in ihrer Kunst hervorragten, eben die oben erwähnten, (Ausgabe von 1767, S. 124). Eine genauere Prüfung dessen, wie weit die zentrale Stellung Opitzens in der Komposition der Darstellung gerechtfertigt wird, soll das für unsere Fragestellung entscheidende herausstellen. Das Opitz gewidmete Kapitel steht unter dem Thema: „C'est ici une vraie époque pour la poésie en Allemagne.“ (S. 36).

Bezeichnend ist zunächst, daß Bielfeld mit seiner Würdigung Opitzens da einsetzt, wo er sein Urteil über die vor-Opitz'sche deutsche Literatur einschränken muß. Wenn diese der französischen Literatur vor Malherbe gleichwertig zu erachten sei, dann erreiche sie in den Versen des Hans Sachs, „dans lesquels il y a du Génie, mais comme on peut croire, peu de savoir et qui se ressentent du mauvais goût (!) universel de ce siècle, ainsi que de la rudesse de la langue et de la stérile abondance du poète“ einen bedauerlichen Tiefstand und im Reformationszeitalter, das vor lauter Begeisterung für die neue Lehre, vor Kriegen und Wirren die Stimme der Musen gänzlich in den Wind schlug, eine völlig sterile Epoche durchlaufen mußte: „Personne ne pensa à faire des vers“. (S. 85). Wenn Bielfeld also in Opitz die durch die moralisierenden Satiriker und Allegoriker bezeichnete, durch Hans Sachs aber unterbrochene aufwärtsstrebende Tendenz der Entwicklung wieder aufgenommen und zum Höhepunkt geführt sieht, wenn er also in Hans Sachs den „dunklen Hintergrund“ erkennt, auf dem sich der helle Morgenstern Opitz umso strahlender abhebt, dann ist damit das Ideal der vernünftigen moralischen Dichtung gegen die lebensgebundene Volksdichtung ausspielt. Nicht Natürlichkeit, Erleben und Volkstümlichkeit sind die die Dichtung bestimmenden Elemente. Dichtung ist nicht Sache der großen „rohen“ Masse des Volkes, sie ist die eigenste Angelegenheit der Minderheit der wahrhaft Vernünftigen. Nicht „rohes“ Erleben, sondern moralisch spekulierende Gelehrsamkeit ist ihr Quell; nicht die ungebändigte, sondern die in strenge feststehende Gesetze eingefangene Veranlagung geben ihr Gestalt und Form. Nicht Hans Sachs, sondern Opitz ist darum für Bielfeld der Mann, in dem die Entwicklung der deutschen Dichtkunst einen Gipfelpunkt erreichte, der die Verächter deutschen Schaffens eines anderen belehren müßte.

„Des le moment que Martin Opitz de Boberfeld fit paraître ses pramiers Vers, il éclipsa tous le Poètes dont la réputation avait brillé pendant les ténèbres qui couvraient les Arts et le Sciences en Allemagne." (S. 86), so beginnt Bielfeld sein überschwängliches Kapitel über Opitz. An ihm imponieren ihm aber auch die Reisen, die ihm die Bekanntschaft der „berühmtesten Gelehrten jener Zeit" verschafft haben, mit denen er einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielt und von deren Licht er profitiert habe. Solider Gelehrsamkeit und dem „bon goût" habe er Eingang in die deutsche Literatur verschafft und das sei sein unvergängliches Verdienst. Um dies dem Leser recht überzeugend zu zeigen, bietet er reichliche Proben von seiner Kunst in französischer Uebersetzung. Auf eine Beurteilung der Qualität dieser Übersetzungen wollen wir hier jedoch verzichten.

Der alten deutschen Literatur bis zu Opitz widmet er, wie wir schon feststellten, nur ein Kapitel und dies geschieht wohl mehr der Vollständigkeit halber und nicht weil er sich hier deutscher Art und deutschem Wesen am nächsten fühlt. Lieferte doch diese Zeit noch außerdem einen recht günstigen, die plastische Wirkung der Gegenwart verstärkenden Hintergrund. Man hat kein Interesse an diesen alten Zeugnissen deutschen Geistes um ihrer selbst willen, sondern nur insofern, als sie den weltgeschichtlichen Kampf zwischen Vernunft und Unvernunft veranschaulichen.

Nicht einmal einer eingehenden Besprechung würdigt er sie. Sind sie doch durch ihre mittelalterliche Umwelt schon zur Genüge gekennzeichnet. Und so darf es uns nicht verwundern, daß Bielfelds Darstellung der älteren deutschen Literatur nicht nur knapp, sondern auch recht dürftig und lückenhaft ist. Seiner Darstellung liegt ein Überblick über die europäische Literatur von Daniel Georg Morhof (1639 bis 1691) zugrunde[5]). Schon Tacitus bestätigte das Dasein einer deutschen Dichtung. Die Bedeutung Karls des Großen und Ludwigs des Frommen für die deutsche Literatur wird kurz gestreift, der Heliand und Otfried beiläufig erwähnt. Die großen Werke der mittelhochdeutschen Poesie sind ihm wie seiner ganzen Zeit unbekannt. Als echter Sohn seines Jahrhunderts ist er unbeirrbar von der Doktrin des menschlichen Fortschritts überzeugt und es besteht für ihn kein Zweifel dafür, daß diese alte Dichtung voll Unwissenheit gewesen sein müsse. Den mittelhochdeutschen Minnesang, dessen Kenntnis er Bodmer verdankt, berührt er ohne einen Namen zu nennen. Die erwerbsmäßige Dichtkunst der Meistersingerschulen findet sein besonderes Mißfallen. Der ganze Nachdruck liegt, wie wir schon oben sahen, auf der mora=

5) 6. Kap. Von der Teutschen Poeterey und zwar von der ersten Zeit. 7. Kap. Von der anderen Zeit der Teutschen Poeterey.

lisierenden allegorischen Dichtung, die ihm der erste Strahl der Sonne der Vernunft ist.

Auch hierin sehen wir heute Positives. Das Motiv der Zeit, sich mit dem Mittelalter zu beschäftigen, billigen wir nicht mehr. Wichtig für uns ist jedoch, daß man überhaupt in diese Zeit zurückblickte. Der leidenschaftliche Protest der Romantik gegen den Rationalismus hätte unsere Kenntnis der alten deutschen Literatur wohl kaum in diesem Umfange befruchtet, wie es tatsächlich geschah, wenn sich die rationalistische Zeit nicht für das Mittelalter interessiert und dadurch schon manchen vergessenen Schatz gehoben hätte, ja, wenn der Rationalismus der alten deutschen Literatur nicht in dieser abwehrenden Weise entgegen getreten wäre.

Die ganze Aufmerksamkeit Bielfelds und die ganze Liebe der Darstellung gilt dagegen der deutschen Literatur seit Opitz, jener Zeit, in der das Licht der Vernunft immer mehr durchbrach. Eine eingehende Untersuchung von Bielfelds weiterer Darstellung können wir uns ersparen, weil sie nach dem bisher Gesagten nichts Neues mehr zutage fördern könnte.

Es befremdet uns hier, daß Bielfeld in diesem Zusammenhange nicht auch Klopstock und Wieland erwähnt. Eine Würdigung beider hätte doch durchaus in der Richtung seiner Absicht gelegen. Wir können nicht gut annehmen, daß er, der literarisch doch so sehr interessiert sein will, diese beiden bedeutenden Dichter nicht gekannt haben sollte. Die drei ersten Gesänge der Messiade hatten bereits vier Jahre vor Bielfelds Progrès großen Beifall und schon 1750 in Grimm einen eifrigen Verfechter vor dem französsschen Publikum gefunden. Wielands Agathon war 1765 erschienen, konnte Bielfeld bei der Durchsicht seiner dritten Auflage längst bekannt sein. Dürfen wir in diesem Stillschweigen eine Absicht Bielfelds vermuten? Hat die von ihm verfemte natürliche und überschwängliche Erlebnisunmittelbarkeit, von der Klopstocks Dichtung getragen ist, Bielfeld abgestoßen? Diese Vermutung liegt nahe, da sie für seine ganze Auffassung von der Dichtkunst bezeichnend ist[6]).

Der zweite Band der „Progrès" bringt einen Durchschnitt durch die Geschichte des deutschen Theaters seit der Renaissance. Bielfelds Urteil über das deutsche Theaterwesen gründet siich auf dieselben Voraussetzungen wie seine Würdigung der deutschen Literatur. Wir können uns hier kürzer fassen, denn die Ergebnisse, zu denen Bielfeld gelangt,

---

6) Erst in der 3. Auflage scheint B. auf Klopstock anzuspielen, wenn er den neu aufgekommenen reimlosen Hexameter tadelt (a.a.O. 3. Aufl. XIV).

sind in entsprechender Weise die gleichen. Wir folgen deshalb hier dem Gang der Darstellung.

Obwohl der weitaus umfangreichste zweite Band bis auf die beiden letzten Kapitel dem deutschen Theater gewidmet ist, umfassen Bielfelds theoretische Erörterungen und die geschichtliche Darstellung lediglich den ersten Teil des 14. Kapitels. Der Rest dieses und die vier folgenden Kapitel bieten Uebersetzungen von Proben der deutschen dramatischen Kunst. Nur Lessings „Miß Sara-Sampson" würdgit er vor Kronegks „Codrus", Gellerts „Zärtlichen Schwestern" und Elias Schlegels „Triumpf der guten Frauen" einer eingehenderen Besprechung. Außerdem gilt seine besondere Aufmerksamkeit noch Behrmanns „Timoleon", der ersten deutschen Tragödie, mit der für die deutsche Theaterkunst eine neue große Epoche angebrochen sei, weil sie auf dem Gebiete der Tragödie der erste deutsche Versuch sei, müßten ihre schönen und kräftigen Verse und die genaueste Beachtung der Regeln des Theaters umso höher eingeschätzt werden. In Wirklichkeit ist dieses Stück eine enge Anlehnung an ein klassisches franz. Vorbild und denkbar schwach und kunstlos.

Den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Theaters sieht Bielfeld richtig in den Bemühungen Gottscheds um dessen Reinigung von verderblichen Auswüchsen. Die Darstellung der Geschichte des deutschen Theaterwesens vor Gottsched erfolgt auf derselben Linie wie die der deutschen Dichtkunst vor Opitz. Vielleicht ist Bielfelds scharfe Kritik hier mehr im Recht, denn die deutsche Theaterkunst jener Zeit lag sehr im Argen. Doch der Maßstab seiner Kritik ist derselbe. Die Forderung des moralischen Inhaltes in einwandfreier Gestalt ist das entscheidende Kriterium, von dem aus die Auswüchse ihre gerechte Verurteilung erfahren.

Nach Bielfelds Ansicht ist jedoch dieser Tiefstand nicht ein besonderes Merkmal des d e u t s c h e n Theaterwesens jener Zeit, auch das französische bewegt sich bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts auf demselben Niveau. Allerdings habe von da an die französische Entwicklung ungleich schnellere Fortschritte gemacht und in Molière, Racine, Corneille sehr bald ihren klassischen Höhepunkt erreicht. Bezeichnender Weise begnügt sich Bielfeld nicht mit dieser sachlichen Feststellung, sondern er hebt nun mit einer Verherrlichung der Franzosen an, die die Theaterkunst endlich in das befreiende Licht der Vernunft gerückt haben. Das Thema seines Buches ganz vergessend, liefert er hier wieder ein Meisterstück seiner französischen Manie, indem er sich als echter Gottschedianer gebärdet. In diesem Zusammenhang greift er auch die alte Streitfrage auf, ob wohl die alten vor den neuen Dichtern, oder ob

die Neueren vor den Alten den Vorzug verdienen. Bielfeld stellt sich entschieden auf die Seite der Modernen. Seine Gründe gegen die Alten und besonders gegen Homer sind die Gründe der Zeitgenossen und bewegen sich ganz in der Geistesrichtung des Jahrhunderts. Mit Charles Perrault tadelt er die Unvollkommenheit und Primitivität Homers, die unerträgliche Wiederholung gleicher Situationen und Gedanken, viele Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, wie z. B. das häufige Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschen. Das waren schlagende Argumente der Zeit gegen die Größe der Alten. Die Literatur der französischen Klassik stand für den Rationalisten Bielfelds unvergleichlich hoch über der Antike. Dabei vergaß er wie die Zeitgenossen gänzlich, daß die alten Klassiker den französischen großen Dichtern als verehrungswürdige Vorbilder galten und daß sie gerade in ihrer Nachahmung so Großes erreichten.

Von der französischen dramatischen Kunst aus findet nun Bielfeld den Uebergang zum Wendepunkt der deutschen Theatergeschichte. Das bleibende Verdienst Gottscheds sei es, das große Vorbild, das dem Theater in jenen französischen Dichtern erwachsen sei, für Deutschland durch die Uebersetzung französischer Stücke und durch Nachahmuug französischer Kunst fruchtbar gemacht und somit die Vernunft auch im deutschen Theaterwesen zum Siege geführt zu haben. Er habe den Boden für seine Reform durch Frau Neuber bestens vorbereitet gefunden, durch eine Frau, die es wagte, „au milieu de cette barbaria . . . concevoir le dessein d'èpurer le théatre Allemand; de lui donner une forme raisonable." (S. 286) Die deutsche Bühne wurde von ihren Verwilderungen gereinigt, der Schauspielerstand gehoben, der extemporierende Harlekin aus dem Theater verbannt und die rohen „unmoralischen" Possenspiele wurden durch übersetzte französische Werke und solche nach französischem Muster ersetzt. So schreibt Gottsched seinen „sterbenden Cato", der Bielfelds ungeteilten Beifall noch 1767 findet, obwohl er bereits zwei Jahrzehnte vorher nach Aussagen einer zeitgenössischen Kritik allenthalben ausgepfiffen wurde. Das Lob Gottscheds war Bielfeld wohl Anstandspflicht, da Gottsched 1760 doch seine „Institutions Politiques" übersetzt hatte. Immerhin ist es für Bielfeld sehr bezeichnend, daß er Gottscheds Einstellung zur französischen Klassik, die sklavische Verehrung der Franzosen, so nachdrücklich hervorhebt und würdigt.

Die Bemühungen Gottscheds waren nicht erfolglos; denn jetzt können einige recht ansprechende deutsche Versuche präsentiert werden. So auch Lessings „Miß Sara Sampson", deren eingehende Würdigung der Publikumserfolg und der gute Name des Verfassers, worauf Bielfeld ausdrücklich hinweist, schon fordere. Ob Bielfeld sich dazu wohl

ohne diese zwingenden Gründe hergegeben hätte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls klingt es sehr nach Enttäuschung, wenn Bielfeld etwas verhalten bemerkt: „Il semble cependant que le sujet en soit pris ou imité des Romans Anglais et que l'esprit aussi bien que le goût de cette Nation y domine. On y trouve beaucoup de cette vivacité, de cette âme que les Anglais nomment Humeur . . ." (S. 343). Auch sonst hat Lessing es gewagt, den alleinseligmachenden französischen Geschmack zu verletzen, was Bielfeld ihm sicherlich nie verziehen hat. „L'auteur a osé s'affranchir des entraves de l'unité scrupuleuse du lieu." (ebenda).

Abschließend seien Bielfelds „Progrès des Allemands" noch eine rückschauende und würdigende Betrachtung gewidmet. Wir geben zunächst einer zeitgenössischen Kritik das Wort, der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" von 1768, die im 8. Bd. im zweiten Stück p. 45 ff. Bielfelds Schrift eingehend würdigt: „Die Absicht des Herrn von Bielfeld mag sehr gut gewesen sein, aber er hätte unsere besten Schriftsteller besser kennen und sich auch um den Zustand unserer Literatur seit 20 Jahren besser kümmern sollen. Wenigstens würde er dann nicht einen Neukirch, Behrmann, Derschau, Königsdorf, Richey, Pietsch als gute Schriftsteller genannt haben und dafür von einem Klopstock, Wieland, Rammler, Geßler, Winckelmann, Moses, Iselin, Abbt, Spalding, Jerusalem, Zimmermann u. a. m. geschwiegen haben, als ob sie niemals etwas geschrieben hätten. Er würde dann von unserer Literatur wenigstens getreue Nachricht gegeben haben, da jetzt sein Buch nicht den zehnten Teil desjenigen enthält, was darin hätte stehen sollen. Es bleibt uns immer unbegreiflich, wie ein Deutscher, der mitten in Deutschland die Deutsche Literatur den Ausländern bekannt machen will, selbst sie nur dem geringsten Teile nach kennt. Und dies ist doch wahrhaftig der Fall bei dem Herrn von Bielfeld. Hätte er die deutschen Schriftsteller vollständiger gekannt, so hätte er sie auch in seinen Werken vollständiger angeführt und vielleicht auch richtiger beurteilen können. Aber jetzt ist sein Buch äußerst mangelhaft und soviel wir absehen können, Deutschen und Ausländern von geringem Nutzen."

Zu dieser Kritik ist zu sagen, daß sie im ganzen von einer falschen, die wahre Absicht der „Progrès" verkennenden Voraussetzung ausgeht. Sie sieht in dem Werk Bielfelds eine Arbeit, die den Anspruch einer wissenschaftlichen Literaturgeschichte erhebt. Wie wir aber schon bewiesen, sieht Bielfeld seine Aufgabe nicht durch das mit der deutschen Literatur gegebene literarhistorische Problem, sondern durch das Vorurteil gestellt, mit dem der Westen in stolzer Selbstüberheb-

lichkeit deutscher Leistung begegnete. Die Progrès tragen nur deshalb literarhistorischen und theatergeschichtlichen Charakter, weil sie den Franzosen deutsche Leistungen, die deutscher Geist im Verlauf der Geschichte hervorgebracht hat, nahe bringen wollen. Es kam ihm nur auf Fragen der Aesthetik an. Verkennt eine Kritik Bielfelds diese entscheidende Voraussetzung, dann muß sie mit Notwendigkeit zu einem einseitigen Urteil gelangen. Wir können also die Kritik der allgemeinen deutschen Bibliothek von ihrer Voraussetzung aus ablehnen. Um so mehr sind wir aber verpflichtet, den sachlichen Gehalt der angezogenen Kritik im Rahmen der Absicht, die Bielfeld mit seiner Schrift verfolgte, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. So wenig wir ein wissenschaftliches Programm hinter Bielfelds Progrès suchen dürfen, so sehr müssen wir wissenschaftlichen Ernst von ihnen fordern. Es muß zugegeben werden, daß seine Darstellung äußerst lückenhaft ist und sehr oft in äußerlichen Feststellungen stecken bleibt und daß er auch in der Auswahl der Proben nicht den besten Geschmack verrät. Bielfelds Progrès sind eine dogmatische Schau des deutschen kulturellen Lebens, die nicht an die Einsicht, sondern an den Glauben appelliert. Ihr Urteil und ihre Bewertung der deutschen Literatur und des deutschen Theaterwesens erfolgt in der aufgezeichneten Perspektive nicht, weil eine eingehende Besprechung und Untersuchung literarischer und dramatischer Produkte deutschen Geistesschaffens dieses Urteil und diese Bewertung mit zwingender Notwendigkeit erfordert, sondern weil das für die Beurteilung für richtig erkannte Schema dieses Urteil und diese Bewertung mit Notwendigkeit verlangt, wenn anders sie „zeitgemäß", das ist dem geistigen Niveau der Zeit entsprechend sein wollen. Wo eine von wissenschaftlichem Ernst getragene Vertiefung am Platze gewesen wäre, z. B. bei der Beurteilung von Hans Sachs, da erscheint der zeitgemäße dogmatische Satz, ohne Begründung ganz unvermittelt, und so muß mit Notwendigkeit Bielfeld seine Absicht verfehlen. Dem wahrhaft gebildeten aufgeklärten Franzosen, dem seine Ueberzeugung mehr war als ein weltmännisches Aushängeschild, mußte Bielfelds Schrift völlig gleichgültig bleiben. In ihren theoretischen Erörterungen sind Bielfelds „Progrès" die Arbeit eines rationalistischen Pharisäers für rationalistische Pharisäer, die Arbeit eines Durchschnittsgebildeten für die ungefährliche Masse der Durchschnittsgebildeten. Dieses mag die für das Werk hohe Auflagenzahl bedingen. Sie spricht von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet nicht für sondern gegen Bielfeld. „Es klingt hart zu sagen, daß der Verfasser ganz unfähig zu einer guten Ausführung seines Vorsatzes ist." (Allgemeine deutsche Bibliothek). Ueber all diesem Negativen wollen wir aber nicht die persönliche Seite von Bielfelds Werk übersehen. Seine Schrift ist ein nationales

Bekenntnis und bleibt es auch angesichts der Tatsache, daß ihr durch Grimms Arbeit bereits der Boden geebnet war und daß wirklich Originelles im ganzen Werk nicht zu finden ist. Diese durch Grimm bezeichnete neue Entwicklung der französisch-deutschen kulturellen Beziehungen vermag die Eigenart der Paradoxie nicht zu lösen, unter der das Verhältnis dieser Schrift zu der verkalkten französischen Manie Bielfelds steht, die uns schon in seiner Biographie auffiel, und die wir im folgenden Abschnitt unserer Arbeit noch näher kennen lernen werden. Denn damals galt noch das Wort Wielands: „Von der Pflicht, ein deutscher Patriot zu sein, war damals so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort ‚deutsch' — Deutschheit war noch ein völlig unbekanntes Wort — jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben." War doch selbst Friedrich der Große Zeit seines Lebens von der geistigen und kulturellen Begabung seines Volkes nie ganz zu überzeugen.

Trotz vieler Mängel des Buches muß voll anerkannt werden, daß ihr Verfasser mit bester Absicht schrieb, daß er einer Welt von Verächtern gegenüber der deutschen Literatur und Sprache Freunde gewinnen wollte. Freilich konnte die Hilfe, die der deutschen Sprache aus einem solchen Kommentar kam, nicht durchschlagend gewesen sein, wenn das Werk auch gerade in den Hofkreisen Berlins, die der deutschen Sprache am heftigsten widerstrebten, Bresche schlug.

Ob Bielfelds „Progrès" auf Friedrich den Großen so starken Eindruck machten, wie Fritz Arnheim [7]) wahr haben will, scheint uns zweifelhaft.

Es findet sich auch kein ganz sicherer Anhaltspunkt dafür, daß Bielfelds Werk die direkte Anregung für Friedrichs des Großen Aufsatz „De la Littérature Allemande" [8]) war. Wir wissen zwar aus den Lettres familières, daß Friedrich sich mit Bielfeld zuweilen über den Stand der deutschen Sprache und Literatur unterhielt und daß Bielfeld sein Buch schrieb, um in erster Linie den König von den Fortschritten der Deutschen zu unterrichten. Aber, daß der Anfang von Friedrichs Schrift: „Vous vous étonnez, Monsieur, que je ne joigne pas ma voix à la vôtre pour applaudir aux progrès que fait selon vous journellement la littérature allemande" . . . wirklich eine Antwort des Königs auf Bielfelds Verteidigung des deutschen Schrifttums sei, kann aus Mangel an sicheren Beweisen immer nur eine vorsichtig zu benützende Hypothese sein. Und für unsere Bewertung von Bielfelds Leistung kann dieser Zusammenhang nicht ausschlaggebend sein.

7) Fritz Arnheim: Hof Friedrichs des Großen S. 255 ff.
8) Oeuvres VII, S. 91.

## 2. Komödien.

Die im folgenden Abschnitt zur Besprechung stehenden Komödien Bielfelds mögen sich in dessen Gesamtwerk zunächst etwas sonderbar ausnehmen. Wenn man aber bedenkt, daß das 18. Jahrhundert das Jahrhundert der Theaterleidenschaft ist, wo Feste, Spiele, Verkleidungen Lebensinhalt sind, wenn man weiter bedenkt, daß das Dichten damals nicht als Angelegenheit eines erlebnisvollen Herzens und einer natürlichen Begabung, sondern des nach bestimmten Gesetzen gestaltenden, vernünftig spekulierenden Verstandes ist, dann wird es verständlich, daß sich auch Bielfeld auf dieses Gebiet wagt, obwohl er selbst aufrichtig von sich bekennen muß: „Ma vocation n'est assurément point de faire des comédies.“[9]) Bielfeld widerspricht so durchaus nicht dem von Opitz und Gottsched aufgestellten Programm einer wahren Dichtkunst, das er auch in seinen grundlegenden theoretischen Erörterungen über die Komödien[10]) getreulich nachbetet. Warum soll ihm, dem Manne von weltmännischer Bildung, dem in der Gesellschaft gerne gesehenen geistreichen Plauderer, gerade das poetische Genie abgehen, das nach Gottscheds Ansicht die Voraussetzung für die Erlernung der Dichtkunst ist? War doch diese Voraussetzung schon weithin erfüllt, wenn man über die rechte vernünftige Einsicht in das verfügte, was der menschlichen Gesellschaft nützlich, der Hebung ihrer Moral förderlich ist; waren doch die Grundbedingungen für eine Komödie im besonderen gegeben, wenn man den Geschmack der guten Gesellschaft kannte, mit überlegener Ruhe und Sicherheit ihre kleinen und großen Schwächen durchschauen und beurteilen konnte; — und Bielfeld ist doch genau über den Zweck der Dichtkunst unterrichtet, er weiß, daß auch die Komödie die Sitten bessern soll, „en montrant leur côté ridicule.“ — „Il doit commencer par en rire et finir par se corriger.“[11])

Er weiß, daß es zu diesem Zweck wahre Charaktere zu zeichnen gilt, und wahre Charaktere liefert letztlich doch nur das wahre Leben, das durch und durch zu kennen Bielfeld ja immer wieder für sich beansprucht. Und zudem, es garantierte die getreue Nachahmung der großen und verehrten Vorbilder Molière, Regnard, Diderot, Voltaire, die man doch „haargenau“ kannte und vollkommen durchschaute und die genaue Beachtung der Einheit von Ort, Zeit und Handlung von vorne herein das künstlerische Niveau.

Wie dürfte man Bielfeld daraus einen Vorwurf machen, daß er „den Parnaß zu ersteigen“ sich unterfängt! Blieben doch auch an=

9) Comédies Nouvelles, 1753, Vorwort.
10) Ebenda.
11) Comédies Nouvelles, Vorwort.

dere, größere Männer seinerzeit nicht ängstlich in den Grenzen ihrer Begabung und versuchten doch auch sie sich in allen Gattungen der Dichtkunst, wenngleich mit größerem Erfolg: Gottsched, Voltaire, Diderot!

Universale Vielseitigkeit war der Zug seiner Zeit, die Schranken der Veranlagung waren gefallen, die chaotische „Finsternis barbarischer Unvernunft" war dem hellen Lichte der lebenspendenden Sonne der Vernunft gewichen.

Die entscheidende Anregung, Komödien zu schreiben und besonders die Anregung zu seiner ersten Komödie „Le Tableau de la Cour" empfing Bielfeld wohl in der Rheinsberger Gesellschaft, in jener geistreichen und witzigen Atmosphäre, wo man dem Theater, und vor allem der Komödie in besonderer Weise zugetan war. Friedrich selbst war zeitlebens von einer großen Leidenschaft für das Theater erfültt und es gab kaum eine Lustbarkeit an seinem Hofe, bei welcher nicht ein Drama zur Aufführung gelangte. Aber man beschränkte sich nicht darauf, französische Werke darzustellen; auch die eigene Lebenssphäre wurde zuweilen dichterisch verklärt. Bielfeld selbst hatte des öfteren Gelegenheit auch als „Acteur" zu glänzen, was sicherlich in ihm die spielerische Laune zu eigenen Versuchen auf diesem Gebiete geweckt hat.

Mit eigenen Stücken an die Oeffentlichkeit zu treten war für Bielfeld, den Leiter der königlichen Schauspiele, wohl geradezu eine Verpflichtung. Auch eine gewisse kleine Eitelkeit war sicherlich mitbestimmend.

Die unmittelbare Anregung und den Stoff zu seiner ersten Komödie "Le Tableau de la Cour" will Bielfeld von einer „überaus geistreichen" deutschen Prinzessin erhalten haben. Prinzessin Ulrike schlug dieses Thema zur Behandlung einer Komödie vor, belustigt durch die Liebesintrigen zwischen d'Argens und der 1742 in Berlin weilenden Herzogin von Württemberg[12]). Das Stück wurde von der Schönemann'schen Truppe mehrmals mit Erfolg aufgeführt und mit der Zeit ziemlich entstellt, was Bielfeld zu seiner Übertragung ins Französische zwang. Doch hoffte er dadurch auch ein größeres und besseres Publikum zu finden:[13]) pour m'exercer au stile, pour la faire lire par un plus grand nombre de personnes et la voir jouer par les Comédiens francais."[13])

1748 erschien in einem Einzeldruck in Amsterdam diese seine erste Komödie. 1753 kam in Berlin seine erste Komödiensammlung als „Comédies Nouvelles" heraus. Siee nthielt drei Originalkomödien und eine umgearbeitete Uebersetzung:

12) Fritz Arnheim: Luise Ulrike Bd. I, S. 19.
13) Avant=Propos von 1753.

Le Tableau de la Cour, Comédie en 5 Actes;
Le Matrone, Comédie en 5 Actes;
Emilie ou le Triomphe du Mérite, Comédie en 5 Actes;
Le Mariage, Comédie en un Acte.

Diese Stücke hat Bielfeld, wie er selbst immer wieder betont, in erster Linie zu seiner eigenen Unterhaltung geschrieben. Doch diese erste Ausgabe seiner Komödien vom Jahre 1753 war in Bielfelds Abwesenheit gedruckt und recht wenig sorgfältig vorgenommen worden, so daß, wie er selbst schreibt, „die Kritik erbarmungslos über das Kind seiner Muße herfiel"[14]) und dieser widrige Umstand machte die Ver-Veröffentlichnng einer zweiten Sammlung notwendig, die 1768 unter dem Titel „Amusements dramatiques" zu Leyden erschien und durch zwei weitere Stücke, „Les Allemands à Paris" und „Le Mystérieux" vermehrt worden war. Er hatte sich inzwischen längst endgültig auf seinen Landsitz zurückgezogen. So mögen diese Stücke als solche vielleicht wehmütige Reminiszensen an das bunte, geistreiche, spielerische Treiben in der heiteren und bewegten Gesellschaft des Hofes sein, der sehnsüchtige Rückblick aus eintöniger, stiller Gegenwart in die lebendig schillernde Vergangenheit.

Bielfelds Lustspiele, von denen der Verfasser der Eloge wohl nicht mit Unrecht vermutet, daß sie sicherlich nur ihn selbst belustigt hätten, können nach all dem Gesagten nicht viel versprechen, interessieren aber als Erzeugnisse der nach Molière'schen Epoche der komischen Dichtung, da sie manche Wege, die diese nach dem Erreichen ihrer höchsten Blüte einschlug, anschaulich illustrieren.

Da Bielfelds Komödien schon dieses Interesse verdienen, dürfen wir nicht achtlos an ihnen vorübergehen; denn sie sind dann ja doch ein weiteres Zeugnis dafür, wie sehr Bielfeld in seiner Zeit und ihrer geistigen Welt verwurzelt ist. Es geht uns in Folgendem also nur insofern um Bielfelds Komödien, als sie dem Ziel der Arbeit, ihn als Vertreter seiner Zeit zu erfassen, zweckdienlich sind. Es wird deshalb nicht als Mangel empfunden werden können, wenn wir uns in der nun folgenden Besprechung, eine allzu eingehende Analyse ersparen. Sie wäre reichlich unersprießlich. Es werden lediglich die für Bielfelds zeitgebundenes Schaffen charakteristischen Züge herauszuschälen sein.

### a) Le Tableau de la Cour.

Diese Satire auf das deutsche Hofleben, das infolge sklavischer Nachahmung französischer Hofsitten in lächerlicher Etikette und verderblicher Intriganz zu versanden drohte, findet deshalb unsere Beachtung, weil sie die französische Manie der deutschen Theaterkunst an

14) Vorwort zur 2. Auflage 1768.

einer Stelle durchbricht: Sie bringt bewußt einen deutschen Hof auf die deutsche Bühne. „Le Théatre Allemand doit, ce me semble, avoir naturellement pour objet de corriger les vices et les ridicules des Allemands, tout comme le Théatre Anglais attaque ceux de sa Nation.“ [15])

Die Enge und Kleinlichkeit der Hofverhältnisse, wie sie durchscheint, war ja nur an einem deutschen Höfchen der damaligen Zeit möglich. Andrerseits verkörpert der Hauptheld, der Träger der Tendenz des Stückes, den ganz neuen Geist und die neue Lebensauffassung, die echt deutsch war und vom Hofe Friedrichs des Großen ausging, wo der junge Bielfeld ja seine Lehrzeit verbrachte.

An dieser Komödie werden wir nun im besonderen die Lösung der Aufgabe verfolgen, die man noch in damaliger Zeit in erster Linie der Komödie stellte, nämlich, daß sie auf moralische Wirkung abzielen müsse.

Das Stück spielt an einem kleinen deutschen Hof des 18. Jahrhunderts. Eine für unsere Begriffe recht kitschige Liebesgeschichte bildet den Inhalt der Komödie. Uebliche Verwicklungen sorgen für Spannung:

Eraste und Eliante, zwei junge Leute aus den vornehmsten Familien dieses Hofes, haben sich ohne Wissen der Eltern kennen und lieben gelernt. Das Problem der Haupthandlung ist: Wird es ihnen gelingen, die Zustimmung der Eltern zu erlangen? In dieser Absicht wenden sie sich an einen Chevalier und seine Geliebte um Fürsprache, beide jedoch beabsichtigen aus Eigensucht, die Verbindung zu vereiteln. Die größte Klippe für die beiden Verliebten aber sind die eigenen Eltern; denn der Vater des Eraste, der Vicomte de Bouscarasse, verliebt sich Hals über Kopf in die schöne Eliante, und die verwitwete Baronin de Hautesource, verliebt sich auf den ersten Blick in Eraste, der zu ihr kam, um sie um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Da diese neuen Aussichten noch weniger im Sinne des Chevalier und seiner Freundin Artemise sind, und ebenso wenig im Interesse des Duvallon, des verschlagenen alten Dieners des Vicomte, liegen, vereinigen diese drei Personen ihre Anstrengungen mit denen des Liebespaares, um die Absichten der Alten zum Scheitern zu bringen. Nachdem Eliante und Eraste auf den Rat ihrer Helfer die verliebten Eltern durch erheuchelte Gegenliebe zunächst in Sicherheit gewiegt haben, bringt ein drohender Hofskandal, der ihnen die Gunst des Fürsten verscherzt hätte, die Alten endlich zur Vernunft. Die Sicherheit der alten Baronin wird zudem noch durch den billigen Geistesschwindel ihres bestochenen Beichtvaters, des Abbé Pompon, tief erschüttert. Darum nur verzichten die Alten und vermählen resigniert die beiden Liebenden.

15) Avant-Propos 1753.

Bielfeld kommt es hier nicht so sehr auf den Inhalt an. Dieser gibt nur den Hintergrund, auf dem die Charaktere plastisch werden sollen, den Rahmen für sein Bild vom Hofe. Von seinen Charakteren ist Bielfeld sehr überzeugt. Er hat sie nach der Natur gezeichnet und das gibt ihnen Wahrheit. Der Umgang mit vielem und immer wieder neuen Menschen hat seinen Blick geschult. In jahrelanger Erfahrung hat er die Virtuosität geschmeidiger, intriganter „elégance" des Hoflebens durchschauen gelernt.

Die Charakterzeichnung ist auf Kontraste abgestellt, gemäß Bielfelds Absicht, den Gegensatz zwischen den beiden jungen Menschen von innerem Wert und der sie umgebenden verdorbenen Hofwelt zu zeigen. Mit besonderer Liebe wird die Gestalt herausgearbeitet, auf die es ankommt, in der das Stück seinen Zweck erreichen will. Und diese Gestalt, der moralische Mittelpunkt der Komödie, an dem sich die Geister scheiden, ist der junge Eraste, in welchem sich Bielfeld selbst darstellen will, dem er sein Bild aufprägt und seine in langer Erfahrung geläuterten Ansichten in den Mund legt, die Idealgestalt des aufgeklärten Courtisan, der gelehrte Studien, eigenes Streben und die Entfaltung seiner Individualität mit diplomatischer Klugheit zu verbinden weiß. Er liebt Eliante, weil er ihren persönlichen Wert und ihre Tugend kennt, also durchaus in Einklang mit seiner Vernunft. Er, die Verkörperung des Menschenideals der Aufklärungszeit ringt mit den niederen Mächten einer sich in Etikette und Raffinesse totlaufenden Umwelt und symbolisiert in seinem endgültigen Sieg die Ueberwindung lächerlicher und menschenunwürdiger Unvernunft.

Eliante ist Erastes weibliche Ergänzung. Sie ist in der Provinz aufgewachsen, Höflingsgesinnung, Falschheit und Streberei sind ihrem Wesen fremd. Trotz ihrer Schönheit ist sie einfach, natürlich und ehrlich, jeder Berechnung unfähig. Höher als äußerer Glanz steht ihr die Pflege des inneren Menschen. Aufrichtig und selbstlos liebt sie Eraste.

Den Kontrast zu Eraste und Eliante verkörpern alle Figuren, die die Gunst des Fürsten durch Intrige zu erreichen suchen: Der Vicomte, die Baronin, das intrigante Liebespaar, die in stark karikierter Uebertreibung die Hauptträger des Komischen sind.

In dem Vicomte, aus dem das Hofleben einen läppischen, hohlen Charakter gemacht hat, tritt uns der beschränkte Höfling entgegen. Ohne männliche Betätigung und zweckvolle Arbeit rühmt er sich seines einzigen Vorzugs, des „charme d'être superficiel" (I,2). Die kleinste Verletzung der höfischen Sitten bereitet ihm schlaflose Nächte. In sklavischer Anbetung der Etikette hat er sich längst selbst aufgegeben

und den Blick für die Realitäten verloren. Der „Humeur" des Prinzen läßt ihn himmelhochjauchzend oder zu Tode betrübt sein und lieber will er unbedeutend und überflüssig bleiben, als sich durch eine Leistung „verdächtig" machen. Daheim spielt er seinen eigenen kleinen Hof mit zeremoniösen „Grand Lever" (I,1). Bedenkenlos will er seiner plötzlichen Leidenschaft das Glück des Sohnes opfern. Keinem vernünftigen Einwand ist er mehr zugänglich in seiner widersinnigen Verliebtheit. Doch das bloße Gerede des Hofes und die fürstliche Ungnade ist imstande, ihm von seinem lächerlichen Vorhaben abzubringen.

Die Baronin ist sein weibliches Gegenstück. In ihr scheint das Hofleben jede edle weibliche Regung erstickt zu haben. Sie ist verlogen, heuchlerisch und klatschsüchtig, ohne innere Kultur. Dumm, frivol und hemmungslos zeigt sie sich in ihrer lüsternen Verliebtheit und gleichgültig gegen das Glück der eigenen Tochter. Sich die Gunst der Fürstin zu erhalten ist ihr höchstes Streben.

Das geschmeidige und verwegene Intrigantentum, die andere Seite des vernunftwidrigen Hoflebens, veranschaulicht das gleichgeartete Liebespaar. Es verkörpert den von Bielfeld am häufigsten beobachteten Typus. Leichtsinnig, unehrenhaft, oberflächlich, berechnend, schlau und witzig ist der Chevalier und seine Geliebte hegt die gleiche Gesinnung, wenngleich sie ihr wahres Gesicht geschickter zu verbergen weiß.

Zur Belebung des Komischen sind auch die beiden weiteren Figuren geschaffen, Duvallon und der Abbé Pompon.

Duvallon ist die typische Dienergestalt der klassischen Komödie. Bei all seiner Ergebenheit und Treue läßt er doch nie den eigenen Vorteil aus dem Auge. Meisterhaft versteht er es, stets beiderlei Interessen in Einklang zu bringen. Wie Molière's Diener ist er schlagfertig und voll Mutterwitz.

Eine dem französischen Lustspiel längst wohlbekannte, für die deutsche Bühne aber überraschende Figur hat Bielfeld mit der Gestaltung des heuchlerischen Pfarrers, des Abbé Pompon, geschaffen. Er ist käuflich für jede Schurkerei, von Grund auf verlogen. Komisch wirkt er mit seinen salbungsvollen Sprüchen, hinter denen so viel Geilheit steckt.

In der Wahl des Themas das von vorneherein eine Fülle von Komik, Verlegenheiten und Blamagen in sich birgt, zeigte Bielfeld allerdings Sinn und Verständnis. Es ist gewiß ein fruchtbares Motiv, wenn auch keineswegs neu in der französischen Komödie (Dufresny: „Le double Veuvage.") Aber es fehlte Bielfeld doch die Meisterschaft, um seine Gestalten lebendig und lebenswahr zu machen.

Das beweist gerade sein Hauptheld Eraste, der im ganzen doch konstruiert und blutlos erscheint. Auch wahren Witz, Esprit und überlegene Ironie läßt er vermissen. Er war im Grund doch recht bieder und moralisch und versagte darum in dem Augenblick, wo es galt, einem Witz die letzte Pointe zu geben, oder einen komischen Gedanken bis in die letzte Konsequenz hinein zu verfolgen.

Die Intrige des Stückes ist denkbar einfach und trotzdem unwahrscheinlich. Die gleichzeitige Liebesirrung der beiden Alten scheint gewaltsam. Die Komik ist reine Situationskomik, auf Zufälle, Überraschungen und Mißverständnisse aufgebaut.

Die Sprache und Art der Darstellung verrät den Einfluß Molières und Destouches'. Die Eifersuchtsszene der beiden Liebenden erinnert deutlich an die berühmte Schmollszene im „Dépit amoureux." (IV,3) Die Lösung des Konflikts wird von außen herbeigeführt durch den Brief Kanzlers.

## b) La Matrone ou la fausse Veuve, Comédie en cinq Actes.

In diesem Stück, das aus der Zeit seines Berliner Aufenthalts stammt, behandelt Bielfeld ein Motiv, das in der erzählenden wie in der dramatischen Literatur öfters vor ihm behandelt worden ist.

Im Vorwort zu dieser Komödie sucht Bielfelo sich ängstlich gegen den Verdacht des Plagiats zu verwahren und bemüht sich deswegen, die kleinen Unterschiede zwischen seinem Stück und ähnlichen Stücken der Vorgänger streng hervorzuheben. Er will dadurch die Kritik, die er nicht grundlos fürchtet, von vorneherein mundtot machen.

Den Mangel an originellen Zügen seiner „Matrone", der ihm anscheinend selbst peinlich war, sucht er wieder bezeichnend zu begründen: „étant persuadé qu'il est moralement impossible de produire aujourd'hui sur la Scène un seul Caractère dont le parallèle ne se trouve point dans une pièce antérieure, soit ancienne ou moderne, ou bien prise de quelque théatre étranger". (Vorwort)

Bielfeld vertritt hier also wiederum jene unglaublich unkünstlerische Ansicht, die die Correspondance Litteraire zu so treffender Widerlegung veranlaßte, (s. o.) und die auch Piron in seiner „Metromanie" durch Damis ganz ähnlich behandelt. Auf einen Einwand, der ganz im Sinne Bielfelds ist, antwortet der Metromane:

„Ils ont dit, il est vrai, presque tout ce qu'on pense
Leurs écrits sont des vols qu'ils nous ont faits d'avance
Mais le remède est simple: il faut faire comme eux,
Ils nous ont dérobés, dérobons nos neveux!"[16])

16) Piron: La Metromanie, I, sc. 6.

Das einzige, was nach Bielfelds Meinung die Kritik bei den gegebenen Verhältnissen fordern könne und müsse, sei die verschiedene Schattierung und Nuancierung der Charaktere. Dieser Forderung aber würden seine Stücke sämtlich gerecht werden.

Darf es auch nicht von vorneherein unsere Absicht sein, überall in Bielfelds Komödien Molière's und anderer Dichter Einflüsse zu vermuten und aufzuspüren, so drängen sich uns doch auch in Bielfelds „La Matrone" wiederum viele Berührungspunkte auf. Nirgends fast gibt der Verfasser ein Zeugnis von eigener Erfindungsgabe, dauernd macht er Anleihen bei anderen.

Das Sujet dieser Komödie, die leichtgetröstete Witwe und der unerwartet zurückkehrende totgeglaubte Gatte, hat Destouches in seinem „Tambour nocturne" lange Zeit vor Bielfeld schon ungleich glücklicher und origineller gestaltet. Es ist ein Motiv, das an sich schon eine Fülle natürlichster Komik in sich birgt. Destouches' Charaktere sind fein detailliert, scharf umrissen und in enger Anlehnung an sein Vorbild hat auch Bielfeld diesmal kräftigere Striche angewendet. Der Inhalt seiner Komödie ist folgender:

Melinde ist durch die Nachricht vom Seetod ihres Mannes eben erst Witwe geworden. Unter den Beileidsbesuchern stellen sich auch schon zwei neue Freier ein, ein Marquis und ein Dichterling, die sich, jeder in seiner Art, bei Melinde den Rang ablaufen und sie schnell von ihren Klostergedanken heilen. Der Schöngeist du Pinde hat bei der der Lektüre so beflissenen jungen Witwe weit mehr Aussichten als der nur von seinen Kriegstaten schwärmende Marquis. Serpentine, ein ältliches „frommes" Mädchen, das längst ein Auge auf du Pinde geworfen hat, ist sehr erbost darüber, diesen nun zu Füßen einer anderen zu sehen. Mit dem abgeblitzten Marquis verabredet sie die Intrige: Die erlogene Meldung von der Rettung des totgeglaubten Gatten platzt wie eine Bombe in das sich zwischen Melinde und du Pinde anspinnende Liebesglück. Noch verwickelter wird die Situation, als der Gatte Dorus tatsächlich heil zurückkehrt, nachdem kurz vorher der Marquis die aus Eifersucht erfolgte Falschmeldung dementiert hatte, und Melinde den Geliebten nicht um alles mehr verlieren will. Schließlich siegt aber doch die überzeugende Persönlichkeit des Gatten, der Schöngeist muß sich mit seiner Muse trösten, Serpentine und der Marquis machen Hochzeit, beide faute de mieux, und auch Zofe und Diener bilden ein glückliches Paar.

Man muß zugeben, daß Bielfeld seine Vorlage inhaltlich frei verwertet. Die Handlung schreitet zügig vorwärts, der Knoten ist nicht ungeschickt geschürzt und gelöst, auch der moralische Endzweck, der von

Destouches, in Anlehnung an sein englisches Vorbild Addison, angestrebt wird, ist von Bielfeld erreicht: Die Tugend wird gerühmt, das Laster verworfen.

Die handelnden Personen sind traditionelle Typen:

Melinde, de leichtgetröstete junge, hübsche Witwe, die für Literatur schwärmt und daher dem Schöngeist keine Minute widerstehen kann. Sie hat sentimentale Züge, weint leicht und ist überschwänglich in ihren Gefühlen.

Serpentine, die Gegenspielerin, — der Name läßt schon auf ihren Charakter schließen — verkörpert den in der Komödie schon oft gestalteten Typ des ältlichen frömmelnden Mädchens. Sinnlichkeit ist der Grundzug ihrer Heuchelei. Sie ist der Arsinoé im „Misanthrope", und der Armande in Molières „Femmes savantes" sehr ähnlich. Was dieser die Philosophie bedeutet, ist für Serpentine die Religion.

In dem Marquis du Carnage tritt uns der Wichtigtuer, der prahlerische Soldat der italienischen Commedia dell'arte entgegen, der immer seine Kriegs- und Ruhmestaten im Munde hat und im Grunde seines Wesens furchtsam und feige ist.

Sein Nebenbuhler ist der Schöngeist und Dichterling du Pinde, dessen Urbild Bielfeld wohl in Pirons „La Metromanie" gefunden hat. Auch Molière hat diesen Typ zweimal gestaltet: Oronte im „Misanthrope" und Trissotin in den „Femmes savantes" machen auch leidenschaftlich gerne Verse.

Dorus, der die Hauptzüge des Barons in Destouches' „Tambour nocturne" trägt, ist für Bielfeld der Vertreter des gesunden Menschenverstandes. Zunächst lebenslustig, derb und polternd geschildert, ist er nach seiner Rückkehr vernünftig und nachsichtig, nicht mehr abhängig von Pfarrern und freidenkend. Er ist der Vertreter des gesunden Menschenverstandes, der auf dem Boden der Wirklichkeit steht und wenig Verständnis hat für du Pinde's Verse. Ihm legt Bielfeld Ausfälle gegen das Preziösentum in den Mund, das damals allerdings schon weitgehend überwunden war: „Ne remuons point les décombres de l'hôtel de Rambouillet; il en pourrait sortir des exhalaisons dangereuses" (Acte IV, sc. 5). Dorus ist ein wahrhaft "aufgeklärter" Mensch, nichts vermag sein seelisches Gleichgewicht zu stören, über jede Situation triumphiert seine „ratio". Er versteht und darum verzeiht er.

Das schier unvermeidliche Dienerpaar, die Zofe Toinon und der Diener Carlin, imitiert wie in den alten Stücken die belauschten Herrschaften und wird nach altem Muster zum guten Schluß ebenfalls ein Paar.

Daneben bringt Bielfeld gelegentlich noch einige Typen auf die Bühne, die an der Handlung unbeteiligt, lediglich episodische Bedeutung haben. Sie sollen der Belebung der Handlung dienen, wie beispielsweise Frau Gobert, die um ihren verlorenen Gatten klagt, trotzdem sie ihn selbst ins Grab geärgert hat, und ihre täppische Tochter.

An Molières Komödie erinnert noch stark die vierte Szene des ersten Aktes, wo die versammelte Trauergesellschaft im Chor die Vorzüge des „Verstorbenen" rühmt: „C'était un galant homme!" — „C'était un brave homme!" Wir denken dabei an Tartuffe (A. I. Sc. 5), der in seiner Abwesenheit von Orgon so oft als „Le pauvre homme!" gefeiert wird.

Auch der „Directeur", den Melinde des öfteren zu Rate ziehen will, ist der überlieferte Typ des Gewissensrates, wie er in Tartuffe Gestalt fand.

Die drei Einheiten hat Bielfeld wiederum streng gewahrt, obwohl die Einheit der Zeit sich in diesem Stück stark auf Kosten der Wahrscheinlichkeit geltend macht. Es ist psychologisch doch kaum möglich, daß eine Frau sich an dem Tag, der ihr die Nachricht vom Tode ihres Gatten bringt, schon für die zweite Verbindung entscheidet. Sie muß die extremsten inneren Wandlungen in dem vorgeschriebenen Zeitraum von 24 Stunden durchmachen, die zu motivieren wohl einem größeren Psychologen wie Bielfeld schwer gefallen wäre.

Immerhin ist diese Komödie in ihrer Bewegtheit und Buntheit der Gestalten wohl der gelungenste Versuch Bielfelds auf dramatischem Gebiet. Das beschleunigte Tempo der Handlung und die nicht seltenen kleinen originellen Einfälle machen dieses Stück zu mindesten zu einer fesselnden Lektüre.

### c) Emilie ou le Triomphe du Mérite.

Diese Komödie ist, wie schon der Doppeltitel andeuten mag, ein Versuch Bielfelds, in dem das Komische und Heitere sich mit Ernst, Belehrung und Rührung paaren. „On a essayé dans toute cette pièce de réunir, s'il était possible, le comique avec le tendre et le touchant. . . Le passage soudain du sérieux au comique ne doit donc point être envisagé comme un défaut de réflexion, mais comme un plan, suivi à dessein."[17])

Im Vorwort zu den Comédies Nouvelles spricht Bielfeld ausführlich über diese neue Gattung der Schauspiele. Der Wunsch etwas Neues zu bieten habe in dieser Zeit die Dichter veranlaßt, Schauspiele zu schreiben, die weder reine Komödien noch reine Tragödien seien, sondern sich in der Mitte zwischen beiden bewegten. Die Autoren

17) Avant-Propos 1753.

selbst würden es nicht wagen, über die Art dieser Stücke zu entscheiden, und gebrauchten darum einfach die Bezeichnung „Pièce". Die Kritik aber nenne sie „genre larmoyant." Bielfeld denkt hier an Nivelle de la Chaussée, der in seinem Préjugé à la Mode" (1735) und seiner „Mélanide" (1741) die ersten Stücke dieser Gattung in Frankreich schrieb, ferner an Diderot, der in „le Père de Famille" und „le Fils naturel" weniger glückliche Versuche unternahm, dafür aber die Theorien der neuen Gattung festlegte.

Auch Voltaire schrieb ein Stück dieser Art, „l'Enfant Prodigue" (1736), das sich Bielfeld zum Vorbild nimmt: „On se proposait pour modèles Euphémon et Lise dans l'Enfant Prodigue."[18])

Bielfelds Emilie weckt unsere Beachtung nicht nur deshalb, weil mit ihr ein künstlerisches Problem gegeben ist, sondern weil von diesem Stück aus ein charakteristisches Licht auf den Verfasser fällt. Denn Bielfeld übernimmt den Versuch dieser Vereinigung von Scherz und Ernst, obwohl er sie strikte ablehnt[19]). Er hält eine Art von Dramen, die weder Tragödien noch Komödien sind, sondern sowohl das eine als auch das andere, für schlecht. „Pour le genre en lui-même j'avoue qu'il ne serait pas de mon goût . . . Je tâche voir une vraie tragédie lorsque je veux pleurer, et je vais à la Comédie si j'ai envie de rire[20]). Nur der Wunsch, dem Publikum Neues zu bieten, habe diese Kunstart ins Leben gerufen. Sei es doch gerade jetzt überaus schwierig, eine Komödie zu schreiben, die zugleich neu und gut ist; denn Molière habe von allen für eine gute Komödie in Frage kommenden Stoffen den Rahm abgeschöpft. Was zu behandeln noch übrig bleibe, seien nur noch kleine Charaktere, halbe Lächerlichkeiten, denen eine gute Bühnenwirkung von vornherein versagt sei. Doch so äußerlicher Art waren die Gründe nicht. Diese neue Dramengattung kam auf, weil sie tief im Geiste des Jahrhunderts lag, der eine wachsende Neigung zur Empfindsamkeit zeigte. Ohne es wahr haben zu wollen, zeigt Bielfeld hier wiederum, wie stark er am Geiste seiner Zeit Anteil hat.

In der von Diderot und Grimm herausgegebenen Zeitschrift „Correspondance Littéraire" wird diese von Bielfeld hier vertretene und aus dem Munde eines Komödienschreibers etwas sonderbare Ansicht mit Recht als grundfalsch bezeichnet: „Rien n'est plus faux. S'il (Molière) nous a volé . . . volons à notre tour la postérité! Le talent d'un comique consiste moins dans le choix des caractères dont le nombre est borné, que dans l'art d'en saisir et d'en rendre les nuances les plus fines et les plus délicates. Or, le nuances

18) Vorwort.
19) a.a.O.
20) Vorwort.

d'un caractère sonr infinies. Un homme qui naîtrait aujourd'hui avec le Génie de Molière ferait tout autant de pièces, et des pièces tout aussi admirables que son sublime prédécesseur, sans s'en trouvet gêné ni prévénu."[21]).

Wenn Bielfeld nun trotzdem eine solche Komödie schreibt, dann macht er gegen seine bessere Einsicht ein Zugeständnis an den Geschmack des Publikums. Hat er doch erlebt, „que cette alternative (= Wechsel von Tragik und Komik) fait un très bon effet à la représentation." Nichts ist bezeichnender für den Menschen der damaligen Zeit, für den Publikumserfolg alles bedeutete, ein Zug, der auch Molière nicht gänzlich mangelt. Die nun folgende Besprechung der Komödie will untersuchen, wie Bielfeld das Problem der Vereinigung von Komik und Tragik löst, um von hier aus dann endgültig auf Bielfelds dramatische Begabung schließen zu können.

Im Mittelpunkt des Schauspiels, das in guten bürgerlichen Kreisen spielt, steht der Liebhaber Valère, der unschlüssig zwischen den beiden Schwestern Angelika und Emilie hin und her schwankt. Die Eltern der beiden Mädchen sind sich ebenfalls nicht einig, wer von den beiden Töchtern den überaus sympathischen Freier zum Manne haben soll. Jeder der beiden Eltern wünscht seinem Liebling das Glück, Valère zu besitzen, der Vater seinem Ebenbilde, der ernsten, vernünftigen und nach Wissen strebenden Emilie, die Mutter ihrer Tochter, der koketten, kapriziösen Angelika. Der plötzliche Besuch eines viel gereisten Herrn Geronte bringt große Verwirrung in die ohnehin schon nicht ideale Sphäre des Familienlebens. Er hat ebenfalls die Absicht, eine der beiden Töchter zu heiraten, wird aber durch einen Erpressungsversuch der Zofe Louison, die er für eine Tochter gehalten und mit der er geflirtet hatte, im Hause unmöglich. Die chaotische, durch die Zuneigung Emiliens zu Valére noch gesteigerte Wirrnis löst sich durch den heldenmütigen Verzicht Angelikas auf Valère.

Das Stück spielt also, wie es den von Diderot aufgestellten Erfordernissen des Rührstücks entspricht, im Rahmen einer Familie, markiert das Verhältnis der einzelnen Glieder dieser Familie und zeichnet die daraus entstehenden Verwicklungen.

Die Lösung des Problems der Vereinigung von Komik und Tragik erhält ihre besondere Schwierigkeit dadurch, daß Bielfeld auch dem moralischen Endzweck der Komödie Rechnung tragen muß. Er löst diese Schwierigkeit in der Weise, daß er sie von dem moralischen Endzweck her vornimmt, wie der Titel schon anzeigt. Diese Art der Lösung bedarf einer besonders gut ausgefeilten psychologischen Begründung, wenn sie nicht eine Gewaltlösung sein will. Bielfelds Lösung

21) Correspondance Littéraire, Philosophique et Critique par la Baron de Grimm et par Diderot 1769, Teil I. S. 149

aber ist letztlich eine Gewaltlösung. Recht äußerlich verteilt er Ernst und Komik auf die einzelnen Personen. Der gute verständige Vater und seine Lieblingstochter Emilie, die Voltaire's Euphémon und Lise zum Modell haben und gut kopiert sind, sind durchaus ernste Personen, während die Mutter und Angelika in ihrem übertrieben gefallsüchtigen und launischen Wesen komisch wirken. Da der moralische Endzweck der Komödie unbedingt verlangt, daß die Vernunft siegt, werden die sehr wenig tiefen und unvernünftigen Figuren von vorneherein zu einem für sie tragischen Ende verdammt. Dies wäre noch angängig. Aber Angelika, die im ganzen Stück so gezeichnet ist, daß man sie für alles andere fähig hält, als dafür, zugunsten ihrer Schwester einen tragisch heldenmütigen Entschluß zu fassen, führt den für sie sicherlich tragischen Schluß, obwohl ihr Valère nicht gleichgültig ist, aus eigener Initiative durch.

Bielfeld hätte gerade in dieser Komödie ein Zeugnis dramatischer Begabung ablegen können; denn gerade hier wurde die von ihm anerkannte Regel für die gute Komödie: „On doit commencer par en rire et finir par se corriger" vor eine besondere Aufgabe gestellt. Wahre dichterische Begabung muß sich aber gerade in der Freiheit, mit der sie die von ihr anerkannten und unbedingt zu beachtenden Regeln zu handhaben versteht, zeigen. Der wahre Meister ist der Herr seines Handwerkszeuges, Bielfeld aber zeigt sich hier als sein Sklave.

Die gleiche sklavische Haltung sahen wir schon bei der Beurteilung dieser neuen dramatischen Gattung durch Bielfeld. Die vorgefaßte Meinung, daß Lachen unbedingt nur zum Komischen und Weinen nur zum Tragischen gehöre, verschließt Bielfeld den Blick für das Leben, wo doch Weinen und Lachen oft so nahe beieinander liegen. Vielleicht dürfen wir gerade in dem hier begründeten Vorurteil gegen die neue Gattung den Grund sehen, der ihm von vornherein die Möglichkeit einer psychologisch wahrscheinlichen und lebensnahen Lösung seiner Aufgabe innerhalb der ihm vorgezeichneten Regeln nahm.

Nicht nur in der Wahl des Stoffes, sondern auch in der Gestalt des Valère schwebte Bielfeld zweifellos als Vorbild der „Irrésolu" des Destouches vor. Doch liegt bei Bielfeld das Hauptgewicht nicht auf der Unentschlossenheit des Valère, die anders als beim Dorante des Destouches keine eigentliche Charakterschwäche ist, sondern aus den Umständen hervorgeht, sondern auf Emilie, wie schon der Titel zeigt. Es soll mit ihr der Sieg des inneren Wertes über die äußere Schönheit gezeigt werden. Und diese Absicht macht auch aus Emilie wieder eine konstruierte, blutlose Idealfigur.

## d) Les Allemands à Paris, Comédie en cinq Actes.

Dieses Stück hat Bielfeld wohl noch kurz vor seinem Tode in einer ländlichen Abgeschiedenheit geschrieben. Es ist erst in der Ausgabe der „Amusements dramatiques" von 1768 enthalten. Außerdem spricht die rein didaktische Tendenz dafür. Es will die jungen Deutschen, die zur Vervollständigung ihrer Bildung eine Reise nach Frankreich machen, wie dies im 18. Jahrhundert in den Kreisen der oberen Gesellschaft üblich war, davor bewahren sich zu blamieren und der Lächerlichkeit anheimzufallen.

Wir sehen Bielfeld hier wieder ein nationales Ziel verfolgen. „J'ai pour mes compatriotes une affection particulière."[22] In jener Zeit, wo der Patriotismus allenthalben durch die vernünftige Reflexion des Weltbürgers gedämpft wurde, muß ihm eine solche Einstellung hoch angerechnet werden. Wir wiesen an anderer Stelle schon auf diesen merkwürdigen Widerspruch in Bielfelds Wesen hin.

Vielleicht ist die Idee zu diesem Stück originell. Auch kann er diesmal den Fonds seiner eigenen Erfahrungen in Paris verwerten, seine Beobachtungen und Erlebnisse und darum ist diese Komödie für uns auch heute noch kulturgeschichtlich interessant. Wir erleben, mit welchen Voraussetzungen Deutsche damals nach Paris reisten und wie man dort ihnen zu begegnen pflegte.

Der Gang der Handlung ist folgender:

Ein junger Deutscher, le Comte de German, will sich den letzten Schliff seiner Bildung in Paris holen. Durch Empfehlung findet er dort Zugang zu echt Pariser Kreisen, ein zufällig dort gefundener Landsmann schließt sich ihm enge an und verpflichtet sich, ihm alles Wissenswerte zu vermitteln. Eine junge Witwe, in deren Hause er verkehrt, verliebt sich in ihn, sehr zum Verdruß des Chevalier de Clorinville, der darum mit dem gewissenlosen Landsmann, Baron von Brutemberg, einen Anschlag auf den Deutschen ausheckt. Er soll nach ihrem Plan rettungslos den Reizen einer Kokette verfallen und sich so das Glück, die junge Witwe Leonore zu erringen, verscherzen. Auch finanziell möchten sie ihn ruinieren und in der Gesellschaft unmöglich machen. Fast gelingt dieser Anschlag. German, der nicht die geringste Menschenkenntnis besitzt und dessen Grundsätze durch den bloßen Hinweis „Cela est du grand air deParis" schon wankend werden, ist nahe daran abzusinken, wird aber durch Leonore und deren väterlichen Freund, den Kommandeur, noch rechtzeitig gerettet und aufgeklärt. Eine durch den Kommandeur besorgte Stellung in Paris ermöglicht den beiden Liebenden die Verbindung.

22) Amusements dramatiques 1768. Vorwort.

Wenngleich die einzelnen Momente der Handlung nichts weniger als neu sind, hat man doch den Eindruck, als ob Bielfeld hier in ihrer Verwendung geschickter vorginge als anderswo. Er war nicht durch eine Vorlage gehemmt und hatte eine Menge eigener Erlebnisse und Ansichten zu verwerten. Die Charakteristik der Personen ist in diesem Stück nicht nur schablonenhaft, sondern in manchen Zügen wohl nach der Natur gezeichnet.

Le Comte de German, die Hauptperson, ist ein junger Deutscher, der ungemein begierig ist, die so bewunderte französische Kultur aus der Nähe kennen zu lernen, die französische Mode und die gesellschaftlichen Sitten sich anzueignen. Harmlos und leichtgläubig läßt er sich durch den Klang der französischen Worte betören, nimmt alles für bare Münze und wirft Grundsätze über den Haufen, wenn es gilt, das Pariser Leben in allen seinen Erscheinungsformen zu bejahen. Bieder, ehrlich und treu ist er den Raffinessen der Gegenspieler in keinem Augenblick gewachsen und wird fast ein Opfer seiner Begriffe von Ehre und Freundschaft.

Sein Gegenstück ist Herr von Brutemberg, er vertritt auch einen Typus des Deutschen im Ausland, jedoch den abschreckenden. Wie schon der Name besagt, ist er ohne Kultur und Erziehung. Schon lange in Paris, selbst mittellos, ist er Parasit und skrupelloser Ausbeuter jeder möglichen Geldquelle. Ungeistig und ausschweifend, ohne einen Funken von Nationalstolz, verbündet er sich sogar mit Franzosen, um seine Landsleute finanziell auszunützen, ja zu ruinieren. Sein Französisch ist schlecht, Er übersetzt deutsche idiomatische Redewendungen einfach ins Französische. Für die jungen Deutschen im Ausland, die stets die Neigung haben, sich an ihre Landsleute zu halten, ist dieser Typ eine ernste und dauernde Gefahr.

Die Pariser Gesellschaft wird uns in vier Typen vorgeführt: Leonore, wohl die sympathischste Frauengestalt, die Bielfeld gezeichnet hat, ist eine junge Pariserin von edlem Anstand. Sie läßt sich zwar noch viel von ihrer kecken Zofe einreden, ist aber durchaus vernünftig, edel, klug und handelt energisch, wenn es gilt, das eigene Glück und das des Geliebten sicherzustellen.

Der Chevalier de Clorinville ist wie der Baron der Typ eines gewissenlosen Stutzers. Er ist ein abenteuernder Pariser, eine Geldheirat ist sein höchstes Streben. Egoistisch und verschlagen betrügt er sogar noch den eigenen Komplizen, den Baron von Brutemberg.

Leonorens Tante, Bélise, verkörpert die beliebte Gestalt der alternden Dame, die mit der Jugend auch die Vorzüge des Herzens verloren hat, und bis zuletzt von der Vollkommenheit ihrer körperlichen

Reize überzeugt bleibt und darum jede Huldigung, die ihrem Vermögen gilt, ernst nimmt. Sie ist zudem leidenschaftliche Spielerin, das weibliche Gegenstück zu Regnards „Joueur".

In dem Sprachlehrer Syntaxe (!) zeichnet Bielfeld eine ungemein komische Figur, die durch die geschraubteste Sprechweise und einen mit Metapheren überladenen Stil den jungen Deutschen von der Notwendigkeit bei ihm Unterricht zu nehmen, überzeugen kann. Auch er hat sein Urbild schon in der älteren Komödie.

Der wahre „Aufgeklärte", der in keinem Stück Bielfelds fehlen darf ist in dem Kommandeur verkörpert. Er ist der gute Geist des Hauses, der alle Intrigen durchschaut und auch die charakterlichen Vorzüge des deutschen von vorneherein erkennt. Selbstlos und zuverlässig ist er im Stande sich am Glück der anderen zu freuen. Als Kosmopolit hegt er kein Bedenken gegen die Heirat der Französin mit dem Deutschen.

In den beiden Dienern, der Zofe Marine und dem Burschen Picard, weicht Bielfeld keineswegs ab von dem Typus, wie er in den damaligen Theaterstücken üblich war. Ihnen fällt eine wichtige Rolle zu, sie haben beträchtlichen Anteil an der Intrige, lassen sich mit Geld bestechen, sind schlau und provitlich. Weil sie sich unentbehrlich fühlen, ist ihr Ton meist sehr vertaulich, keck und niemals unterwürfig. Zum Schluß werden auch sie ein Paar.

Die Lösung des Knotens kommt wiederum von außen und zwar durch einen Brief, der dem jungen Deutschen eine Offiziersstelle in einem französischem Regiment zusagt. Die Moral des ganzen Stückes verkündet der Kommandeur am Schlusse der letzten Szene: „Paris devient une source de libertinage et de fatuité pour ceux qui y aportent des inclinations vicieuses et un esprit malfait; mais lorsqu'on y vient avec un fond de génie et de raison Paris est pour un Allemand L'Ecole du mérite et das agréments personels." (Acte V, sc. 8).

### e) Le Mistérieux, Comédie en cinq Actes.

Zu dieser Komödie wurde Bielfeld, wie er im Vorwort angibt, durch das gleichnamige Lustspiel eines Deutschen, „Schlaegel" angeregt. Es ist das Lustspiel „Der Geheimnisvolle" des bekannten Bremer Beiträgers Johann Elias Schlegel (1719—1749), der besonders erfolgreich war als Nachahmer antiker Dramen. Als solcher orientierte er sich stark nach der französischen Klassik und Gottsched, was ihm wohl Bielfelds Aufmerksamkeit zugezogen haben wird. Von seinem Lustspiel will Bielfeld nur den Titel, die Hauptidee und die

Lösung des Knotens beibehalten haben. Er sei absichtlich ganz frei an die Verarbeitung gegangen, „pour ne point passer ni pour Plagiaire ni pour Traducteur infidèle." [23]) Pirons Lustspiel „L'Amant mystérieux" aus dem Jahre 1738, das ihm zweifellos auch als Vorlage gedient hat, erwähnt er auffallender Weise nicht.

Der Rahmen der Komödie Bielfelds ist kurz folgender:
Ein junger Graf verliebt sich auf einem Ball, wo er als Türke verkleidet auftritt, in Lucile, die Tochter Bellevilles, der schon tausend Aengsten hat, sein einziges Kind an einen Mann zu verlieren, welcher ihm nicht genehm sein könnte. Die Zofe Lisette verspricht ihrer Herrin Lucile, hinter das Geheimnis jenes Türken zu kommen, der in Lucile unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat. In viermaliger Verkleidung schleicht sich der junge Graf unter falschem Namen in die Nähe der Geliebten, ohne sich je zu erklären oder nur zu erkennen zu geben, aus Angst, irgend jemand könnte seine Zuneigung erraten. Durch dieses Verhalten vermehrt er nicht nur seine eigene Liebespein, sondern auch die Qualen seiner Angebeteten Lucile. Nach vielfachen Verwechslungen, Erkennungen und wieder Verwechslungen stellt sich heraus, daß Leander der Sohn des Grafen de Forlis ist, des Jugendfreundes Bellevilles, und daß ja beide Väter längst den Herzenswunsch hegten, ihre Kinder mit einander zu vermählen. So nimmt alles schließlich einen guten Ausgang, wenn auch die Zofe diesmal leer ausgeht und der Gegenspieler Clidamis auch nicht auf seine Rechnung kommt.

Mit diesem Motiv hat sich Bielfeld auf kein besonders dankbares Gebiet begeben. War doch schon Pirons Stück (1747) kein Erfolg beschieden gewesen. Mit der Angewohnheit sich stets geheimnisvoll zu gebärden, ist noch lange nicht der Held einer Charakterkomödie gegeben; weil ein „Geheimnisvoller" weniger ein Charakter im wahren Sinne des Wortes ist, als vielmehr nur eine Laune, eine Gemütsart, „une manière d'être." Darum ist die Stellung einer solchen Gestalt in den Mittelpunkt einer fünfaktigen Komödie eigentlich verfehlt. Schlegel und Bielfeld hätten das Genie Molières besitzen müssen, der seinen ähnlich veranlagten „Misanthrope" doch zum Charakter machte, um aus diesem Sujet ein überzeugendes Spiel zu formen.

Der Titelheld in Bielfelds Stück hat wie Pirons „Amant mysterieux" die leidige Angewohnheit, alle seine Handlungen mit dem Schleier tiefsten Geheimnisses zu umgeben. Auch seine Liebe hält er ängstlich geheim. Immer hütet er sich, seine wahren Absichten zu verraten und tritt häufig in Verkleidung und unter falschem Namen

23) Vorwort.

auf. In Bielfelds Lustspiel wird nicht einmal der Diener in die Gefühle und Absichten des Herren eingeweiht. In beiden Stücken unternimmt es die Zofe — beide Male Lisette genannt — den schönen Unbekannten zum Geständnis zu bringen.

Wer sich die Mühe nimmt, Bielfelds und Schlegels Lustspiel Szene für Szene mit einander zu vergleichen, wird entdecken, daß Herr Bielfeld sich seine Aufgabe recht leicht gemacht hat. Weite Stellen sind wörtliche Uebersetzungen ins Französische. Die Zahl der Personen, ihre Art zu reden und zu handeln ist genau die gleiche, auch die z. Teil recht witzigen Dialoge zwischen Zofe und Diener, Zofe und dem Geheimnisvollen u. a. müssen auf Schlegels Konto gesetzt werden. Freilich darf Bielfeld dann auch nicht ganz allein für die Schwächen seines Stückes verantwortlich gemacht werden: Die wenig kunstvolle, ja geradezu schwache Intrige stammt aus der Vorlage. Die die Erreichung des Zieles hemmende Gestalt ist im Grunde ja der Geheimnisvolle selbst. Dem Gegenspieler bleibt daher wenig zu tun übrig.

Daß Bielfeld seine Hauptperson zudem noch mit einer unglaublichen Portion Albernheit bedacht hat, erhöht nicht das Interesse und die Sympathie für diesen. Auch wird nirgends seine absonderliche Gemütsart hinreichend motiviert.

Frisch, lebendig und sympathisch gezeichnet ist eigentlich nur die Zofe Lisette, neben welcher die Herrin Lucile fast ein Schattendasein führt. Auch der Diener Frontin, der ganz im Gegensatz zu seinem Herrn sich jeder Situation gewachsen zeigt und nie um eine Antwort verlegen ist, hat bestimmtere Farben. Diener und Zofen zu zeichnen, die ihren Herren an Klugheit weit überlegen sind, aus deren Händen die Liebenden oft sogar ihr Glück empfangen, ist eine Besonderheit der niederen Komödie vor Molière gewesen. Auch Molière verwendet dieses Motiv noch häufig.

In dem alten Grafen du Forlis wollte sich Bielfeld wohl selbst gestalten. Du Forlis ist ein heiterer Genießer, ein durchaus verständiger und vernünftiger Mann, ein Typ der Aufklärungszeit. Aus seinem Munde hören wir wieder Bielfelds in der Einsamkeit und Zurückgezogenheit geläuterten Ansichten über das Hofleben, die wir jedoch in Kenntnis seines bis zu seinem Tode mit dem Prinzen Ferdinand geführten Briefwechsels nicht recht ernst nehmen können: „Tant qu'un homme travaille à faire son chemin, à pousser sa fortune, la Cour est un endroit admirable; mais d'y végéter jusqu'à la mort c'est folie. La retraite est le seul parti raisonable qui nous reste. On a été serf à la Cour, on devient Prince à sa campagne." . ."

Je suis libre, je fais bonne chère, je bois de bon vin, je rassemble chez moi bonne société." (Acte III, sc. 1) Wir wissen, daß Bielfeld sehr viel darum gegeben hätte, Friedrichs Gunst und Nähe zeitlebens zu genießen und daß das hier verächtlich gemachte Höflingsdasein seiner seelischen und geistigen Veranlagung gemäß war.

Abgesehen von der weitgehenden Beeinflussung Bielfelds durch seine Vorlage, zeigt er sich auch in dieser Komödie recht heimisch in der zeitgenössischen Dichtung. Durch ironische Anspielungen auf das Preziösentum, das Molière schon über hundert Jahre vor ihm gegeißelt und unmöglich gemacht hat, beweist er seine Vertrautheit mit den „Précieuses ridicules". Der alte Graf du Forlis und sogar die Zofe Lisette vertreten den gesunden, natürlichen Stil im Gegensatz zu dem „stile ténébreux et envelopé" des Geheimnisvollen. „Ne guindons pas", sagt Lisette zu Léandre, „vous et moi nos sentiments et notre stile jusqu'au ton de ces Marionettes du grand monde, de ces personnes de haut étage, qu'une prétendue délicatesse réduit à une affectation perpetuelle. Gens de notre volée peuvent se dire sans contrainte, qu'ils se plaisent, qu'ils s'aiment, qu'ils voudraient s'épouser." (Acte III, sc. 5)

Auch Elemente des sentimentalen Romans, der in England und dann in Frankreich zu Hause ist, fehlen nicht, und machen auch diese Komödie zu einem Rührstück. Gerührt weinende Väter, seufzende Mädchen und gelegentliche Ohnmachten sind Mittel, die auf das Gemüt des Lesers, bezw. Zuschauers zielen. Kein erfolgloses Bemühen sicherlich in einer Zeit, deren Menschen leicht in Tränen ausbrachen, um sich ebenso rasch auch wieder zu trösten!

An die italienische Komödie erinnern die häufigen Verkleidungen und Verwechslungen und das Verhalten des schlauen Dieners Frontin, der z. B. einmal den Wänden sein Geheimnis anvertraut, um die versprochene Diskretion nicht zu verletzen und dabei doch die Neugier des hübschen Zöfchens zu befriedigen. Es liegt darin die niedere Komik der alten Stücke, die Molière mit so viel Glück schon erneuert hatte.

### f) L'Etat du Mariage, Comédie en un Acte.

Nur der Vollständigkeit halber sei dieser Einakter erwähnt, der unglücklichste dichterische Versuch Bielfelds, über den wir nicht viele Worte verlieren wollen. Es handelt sich, wie er im Vorwort berichtet, um eine Nachahmung einer holländischen Farce gleichen Namens, die er in vielen Ausdrücken gemildert, deren Unregelmäßigkeiten er verbessert und deren Knoten er viel besser geschürzt haben will.

Das Stück spielt in bürgerlichen Kreisen und erlaubt sich deswegen manche Plattheit. Der Inhalt ist folgender:

Hieronymus, ein durch den Bankrott seines Hauptschuldners verarmter Familienvater, sucht seine langjährigen Erfahrungen in einer nicht überglücklichen Ehe dahin zu verwerten, daß er seine beiden Kinder, eine Tochter und einen Sohn, vor einer Eheschließung bewahren will. Seine Argumente gegen den Ehestand, die die energische Gattin hell empören und von den Kindern nicht recht ernst genommen werden, sind zunächst ganz allgemeiner Art. Als er jedoch hört, daß die von seinen Kindern bereits erwählten Partner über ein nicht geringes Vermögen verfügen, stemmt er sich erst recht dagegen, doch nicht etwa aus Stolz und Ehrgefühl, sondern nur deswegen, weil er glaubt, daß ein auf so verschiedener wirtschaftlicher Basis geschlossener Bund für den vermögenslosen Teil unbedingt unglücklich werden muß. Durch eine List der Kinder, die die Mutter auf ihrer Seite haben, wird dem Vater glauben gemacht, daß sein Vermögen gerettet ist. Dadurch umgestimmt gibt er endlich seinen Segen.

Jeder, der es über sich gewinnt, dieses langweilige Stück zu Ende zu lesen, muß feststellen, daß es tatsächlich jeder Komik bar ist und zu Unrecht den Namen „Comédie" trägt. Kein Witz, kein bonmot unterbricht die breiten, schwerfälligen Ausführungen der Hauptperson, deren nüchterner Materialismus nirgends hinreichend motiviert wird. Das ganze Stück hat keine Handlung, besteht nur in trockenen, humorlosen Reden. Es liegt fast die Vermutung nahe, daß es sich um ein Stück aus Bielfelds eigener Werkstätte handelt, weil es keine nennenswerten Entlehnungen macht und Bielfeld seine holländische „Quelle", die nicht aufzufinden ist, gar nicht namentlich anführt.

Um zu einem endgültigen Urteil über Bielfelds dramatische Versuche zu kommen, wollen wir sie zum Abschluß noch einer kurzen literarhistorischen Betrachtung unterziehen.

Die nach-Molière'sche Zeit wird auf dem Gebiet der Komödiendichtung durch einen einzigen Abfall gekennzeichnet. Die würdigsten Erben von Molières Kunst, die zwar wenig neue Charaktere einführten, aber in der Verarbeitung doch viel Eigenes hinzutaten, waren Regnard, der den heiteren Lebensgenuß gestaltete, die Gaité décente, Dancourt, der Schöpfer der beliebten Lokalposse und Destouches, der „Sittenbesserer." Die Komödiendichtung verlor in der Folgezeit ihre Originalität. Sie wurde von der anmaßenden Vernunft aus dem

Bereiche genialer und urtümlicher Begabung immer mehr in die kalte Sphäre ſyſtematiſierender Gelehrſamkeit gezogen. Die lebenswahre Klarheit des genialen Vorbilds wurde zum toten, ſtarren Schema, zur bloßen Schablone.

Bielfelds Komödien ſind faſt durchwegs Typen für das damals in Deutſchland konventionelle Luſtſpiel, das, nach Inhalt und Form aus dem Franzöſiſchen übernommen, in Deutſchland an Leichtigkeit und Eleganz ſchwer einbüßte. Erſt Leſſing brachte durch ſeine „Minna von Barnhelm" dieſe Art des Luſtſpiels auch hier zu Ehren.

Nach dem bisher Gezeigten ordnen ſich Bielfelds Komödien ſehr gut in die ſo gekennzeichnete Sphäre. Sie tragen faſt alle ſchematiſierten Züge der Molière'ſchen Luſtſpiele an ſich. In zweifacher Beziehung feſſeln ſie unſer Intereſſe auch heute noch, nämlich hinſichtlich der Kunſtform und der Kunſtauffaſſung, ſowie wegen ihres Gedankengehalts und der Tendenzen.

Kunſtauffaſſung und Form ſtehen in völliger Abhängigkeit von der franzöſiſchen klaſſiſchen Kunſt des 17./18. Jahrhunderts. Die Konſtruktion aller Stücke iſt pedantiſch korrekt, der fünfaktige Aufbau wird peinlichſt gewahrt, die drei Einheiten von Ort, Zeit und Handlung werden ſelbſt auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit ſtrengſtens beachtet, es gibt überhaupt keine Nebenhandlung und alle Szenen ſpielen ſich in einem unklar umriſſenen Raume ab. Herr Gottſched müßte daran ſeine helle Freude gehabt haben!

Den Hauptgegenſtand der Darſtellung bildet ſtets ein menſchlicher Typus, der ernſthaft in allen ſeinen Auswirkungen beobachtet wird, indem er in ein beſtimmtes Milieu geſetzt, in charakteriſtiſcher Weiſe auf dieſes reagiert, dadurch ſeine Mitſpieler zum Handeln veranlaßt und ſomit den Gang der Handlung feſtlegt.

Die Figuren, die den einzelnen Typus zu verkörpern haben, ſind jedes individuellen Zuges bar, zeigen dafür aber umſo deutlicher das herkömmliche Gepräge der in der franzöſiſchen Komödie überlieferten Typen. Wie Regnard, Deſtouches, Dancourt ſucht Bielfeld faſt immer nur kleinere Eigenſchaften in ihrer beſchränkten Auswirkung darzuſtellen. Schon dadurch zieht er die Grenzen enger, das Problem bleibt unbedeutender.

Ueberraſchend iſt die Beobachtung, daß Bielfeld, der die deutſche Literatur ſeiner Zeit nur oberflächlich und lückenhaft kannte, wie ſein Progrès deutlich zeigte, in ſeinen Komödien die neueſten Strömungen des franzöſiſchen Luſtſpiels widerſpiegelt. Die zunehmende Empfindſamkeit, der Einfluß des bürgerlichen Schauſpiels mit ſeinen Familiengemälden und ſeiner Tränenſeligkeit bricht immer ſtärker durch. Mehr

und mehr tritt die Absicht zurück, einzig eine Darstellung des Charakters zu geben. Dafür rückt die Tendenz in den Vordergrund. Darin geht Bielfeld sogar so weit, daß er in den „Allemands à Paris" eine reine Schulkomödie, eine Lektion für junge deutsche Adelige schreibt.

Die ganze Reihe der Nebenfiguren, die Vertrauten, die klugen listigen, kecken oder auch plumpen Kammermädchen und Diener, die falsche Devote usw., sie sind alle wohlbekannte Typen der französischen Lustspielbühne.

Einzelmotive und ganze Szenen erinnern an französische Vorbilder (Molière!), worauf schon verwiesen wurde. Bielfelds Gewohnheit, seinen Personen charakterisierende Namen zu geben, geht auf den Einfluß Dancourt's und des „Théatre Italien" zurück. Niemand wird es einfallen, Bielfeld daraus einen Vorwurf zu machen. Molière's und der alten Komödien Motive wurden damals ungeheuer oft gewandelt und waren geradezu Gemeingut geworden. Freilich haben es Zeitgenossen Bielfelds besser verstanden die Vorlage selbständig zu verarbeiten und mit eigenen Einfällen zu schmücken. Voltaires Anspruch: „Alle Arten (des Lustspiels) sind gut, die langweiligen ausgenommen", hätte er beherzigen müssen, vielleicht hätte er sich dann gar nicht auf dieses Gebiet gewagt.

Er hat die Absicht, Komödien zu schreiben, kommt aber nirgends von Intrigenstücken los. Die Komik ergibt sich daher stets aus zufälligen Situationen, die zur Erzielung von starken Wirkungen meist recht ungewöhnlich sind. Die Lösung des Knotens kann sich aus dem gleichen Grunde nicht aus den Charakteren ergeben, sondern wird durch die unpsycholochische, romaneske Zufallslösung ersetzt. Eine Serie von Zufällen, Intrigen und Mißverständnissen spielt immer da eine Rolle, wo doch psychologische Vertiefung am Platze wäre.

In der Wahl der Motive allerdings zeigt sich Bielfeld recht verständig. Er kennt den verflachten Geschmack des Publikums, das damals Stücke leichteren Inhalts verlangte, in denen es nicht auf die Tiefe der Gedanken, sondern vielmehr auf eine lebhafte Handlung, au witzige Dialoge und möglichst komische Situationen ankam. Daß er nicht einmal diesen Anforderungen stets genügen konnte, ist ein Beweis für seinen Mangel an Fantasie und Humor und auch dafür, daß die Kenntnis der Regeln noch lange nicht die Fähigkeit zum Dichten garantiert.

Alles in allem: Bielfeld bleibt durchaus im Banne der Tradition, er ist nicht Dichter, er konstruiert und selbst in der Konstruktion zeigt er sich als Dilettant seines Handwerks.

## 3. Institutions Politiques.

Die „Institutions Politiques" sind das bedeutendste Werk Bielfelds. Der Boden, auf dem es erwuchs, ist Bielfelds reiche Erfahrung, die er im Laufe seines Lebens auf ausgedehnten Reisen nach Holland, England und Frankreich und während seiner beruflichen Tätigkeit im Staatsdienst des Preußischen Staates machte. Auch Gespräche an der Tafel des Königs wurden hier fruchtbar. Den Grund dazu legte Bielfeld, wie er selbst sagt, „in einem alten Register von Erfahrungen und Anmerkungen, welche er sein „ganzes Leben hindurch über die Regierungskunst sowohl, als über die Fehler gemacht" hat, die er diejenigen hat begehen sehen, „die das Ruder des Staates führen[1]). Erstmalig Gehalt gewann das Werk in Notizen, die sich Bielfeld zur Vorbereitung auf den Unterricht des Prinzen Ferdinand von Preußen machte, dem das Buch auch gewidmet ist. Er hatte den Prinzen in die Staatslehre und Staatenkunde einzuführen und entbehrte dabei die Hilfe eines praktisches Handbuches sehr. Diesem Mangel wollte er abhelfen. Als er dann von 1754 ab in der Zurückgezogenheit seines Landgutes Treben lebte, widmete er sich dieser Arbeit mit besonderem Fleiße. Vier Stunden seines Tagewerks gehörten der Arbeit an diesem „dogmatischen Werk über die Kunst zu regieren." Ueber seine Arbeitsmethode berichtet er selbst in dem oben angeführten Brief: „Sie sehen also, wie ernsthaft ich beschäftigt bin, bald aus meiner eigenen Einbildungskraft eine neue Wahrheit herauszubringen, bald die Nachrichten der besten Schriftsteller, welche besondere Teile dieser Materie vor mir abgehandelt haben, um Rat zu fragen, bald in einem alten Register von Erfahrungen und Anmerkungen herumzuwühlen".

Mit diesen Vorarbeiten begab sich Bielfeld 1757 wegen der Kriegswirren nach Hamburg, wo er nun die drei ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes der endgültigen Gestaltung des Werkes widmet. Am 20. 12. 1759 schreibt er: „Ungeacht aller meiner Widerstrebung und der Empörung meiner Eigenliebe habe ich es endlich gewagt, meine Einleitung in die Staatskunst den Augen der Welt vorzulegen." Ende des Jahres 1759 übergibt er es im Haag zur Drucklegung, wo es dann 1760 erscheint. Eine „Nouvelle Edition augmentée" in zwei Bänden erscheint 1767 in Leyden, der nach dem Tode Bielfelds 1773 ein dritter Band hinzugefügt wird. Biel=

1) Lettres familieres, vom 20. 12. 1759.

feld hatte in der Neuauflage von 1767 die Herausgabe dieses dritten Bandes angekündigt, wurde aber durch seinen frühzeitigen Tod daran gehindert. Die Veröffentlichung erfolgte dann auf Anregung des Verlegers aus Bielfelds Nachlaß durch eine weiter nicht bekannte Baronin B., die damit die ehrwürdige Witwe eines ihrer besten Freunde zu verbinden hofft. (vgl. Vorwort der Herausgeberin). Diese aber kann sich nicht sklavisch an den ihr überkommenen Entwurf Bielfelds binden, da sie urteilte, „daß er nötig hätte, in Ansehung der Schreibart ganz durchgesehen zu werden, und daß auch sonst noch einige andere Unachtsamkeiten darin zu verbessern wären.". Die Verbesserungen müssen ziemlich umfangreich gewesen sein; „Es ist nicht leicht, die Schreibart eines Schriftstellers, und vornehmlich eines Fremden, dergleichen der Herr von Bielfeld war, was die französische Sprache betrifft, zu verbessern. Man muß sie ganz umgießen; sonst behält . . . der ganze Schwung und die Wendung der Redensart etwas Gezwungenes und Unregelmäßiges." Gleichwohl „kommt es doch hier weniger auf den Ausdruck als auf die Sache selbst an." [2])

Das Werk fand in ganz Europa großen Beifall, was besonders die hohe Auflagenzahl und die mannigfachen Uebersetzungen beweisen. In Paris erlebte das Buch von 1761—1762 zwei Auflagen. In Leyden erschien 1767 die oben schon erwähnte „nouvelle Edition augmentée". 1777 übergab J. G. Meusel in Leipzig der Oeffentlichkeit eine zweibändige verbesserte Ausgabe. — Bereits 1761 wurde in Breslau und Leipzig eine von Gottsched und Schwabe besorgte deutsche Ausgabe verlegt, der rasch verschiedene Auflagen folgten: 1764 in Breslau und Leipzig, 1768 und 1773 in Leipzig. — Besonderen Beifall fanden die Institutions bei der russischen Kaserin Katharina, die Bielfeld daraufhin den St. Annenorden verlieh. Das Buch erhielt in ihrer Bibliothek neben Montesquieu's „l'Esprit des Lois" einen ehrenvollen Platz. Sie versah es mit eigenen Anmerkungen, die in der von Th. Schachowski veröffentlichten russischen Uebersetzung mit abgedruckt wurden. — Von Bielfelds ehrenvoller Einladung nach Wien war in einem anderen Zusammenhange schon die Rede. Auch im übrigen Europa findet die Schrift schnellen Eingang: So 1764 in Italien und 1781 in Spanien.

Die Lobeserhebung, die die deutschen Uebersetzer der Uebersetzung vorausschicken, lassen weitere Rückschlüsse auf den Publikumserfolg der Arbeit Bielfelds zu: „Es würde ganz umsonst sein, wenn man hier dem Leser einen vorteilhaften Begriff von diesem Werke machen wollte. . . . Dem so vorteilhaften Vorurteile von der Güte des Buches hat schon die öffentliche Stimme der Bücherkenner ihren Beifall gegeben.

2) a.a.O.

Fast alle Monatsschriften und gelehrte Zeitungen haben einhellig den großen Wert desselben bezeuget." Auch die recht kühl ausgefallene Eloge vor der Berliner Akademie nach Bielfelds Tode muß zugeben: „Sein Lehrbegriff der Staatskunst aber ist, wie ich schon angezeigt habe, ein wahrhaftig schätzbares Buch", und daß es „einem der beißendsten Kunstrichter nicht gelungen sei, dieses Buch zu Boden zu schlagen." Auch die Tatsache, daß ein Mann vom Rufe Gottscheds die Uebersetzung besorgte und der damals berühmte und bekannte Philosoph und Jurist Darjes 1772 eine Einleitung zu dem Werke schrieb, darf als besondere Auszeichnung des Buches gewertet werden.

Inwieweit dieser Beifall und auch die abfälligen Urteile aus späterer Zeit, besonders aber die Feststellung, daß Bielfeld „darinnen zwar nicht Schöpfer sei" (Eloge) und daß er nichts gesagt habe, „als was Montesquieu nicht schon unendlich besser gebracht" hätte [3]) gerechtfertigt sind, muß die Einzeluntersuchung des Werkes ersichtlich machen.

Wenn Bielfeld sich in seiner „Institutions Politiques" auf das Gebiet der literarischen Diskussion über den Staat begibt, betritt er wiederum kein Neuland. Schon über 200 Jahre stand der Staat im Mittelpunkte der philosophischen Auseinandersetzungen.

Man hatte zwar auch schon vorher über den Staat, sein Wesen und seine Aufgaben, nachgedacht. Aber im mittelalterlichen Denken und Philosophieren spielte der Staat der Kirche gegenüber eine untergeordnete Rolle. Er interessierte nur, sofern die Glieder der Kirche auch Glieder des Staates waren. Wenn er zum Problem wurde, dann innerhalb des dogmatisch bestimmten theologischen Denkens, d. i. im Lichte seines Verhältnisses zur überstaatlichen und übernationalen Kirche[4]).

Die allein auf das Diesseits abgestellte Renaissance brachte die entscheidende Wendung, indem sie die mit dem Staate gestellten Probleme aufrollte, sie aus der Enge des theologischen Denkens befreite und bereits im 15. und 16. Jahrhundert Lösungen entgegenführte, die die ganze neuere Staatsphilosophie entscheidend bestimmen. Wenn wir im Folgenden nun Bielfelds Gedanken richtig sehen und verstehen wollen, dann wird es unumgänglich sein, zunächst diese neuere Entwicklung von ihren Anfängen an genauer ins Auge zu fassen. Gesteht Bielfeld in dem schon angeführten Briefe doch selbst, daß sein Werk auch in der Auseinandersetzung mit den „Nachrichten der besten Schriftsteller, welche besondere Teile dieser Materie vor ihm abgehandelt haben," entstanden sei.

3) Virgile Rossel, Histoire de la Littérature française hors de France.
4) August Messer: Geschichte der Philosophie, Leipzig 1923.
Ernst von Aster: Geschichte der Philosophie, Krönerverlag.

Gleich zu Beginn der neueren Entwicklung erreicht das staatsphilosophische Denken in Niccolò Machiavelli (1469—1527) eine polare Zuspitzung. In seiner aufsehenerregenden Schrift „Principe“ (1514) fordert er den Protest der Renaissance gegen die Hegemonie der Kirche mit dem Ziele des absoluten nationalen Machtstaates, der auch die Moral und Religion mit Rücksicht auf seine Erhaltung und Machtsteigerung zu bestimmen habe. Die Sicherung des Staates gegen Willkür der Obrigkeit sei dann gegeben, wenn diese von sich sagen könne, sie sei der Staat, wenn ihre Interessen mit denen des Staates zusammenfallen. Anders geartet als das Denken Machiavellis, dessen Vaterland zerrissen, von äußeren und inneren Kriegen bedroht war und nach nationaler Einheit strebte, ist das System des Holländers Hugo de Groot (1583—1645), dessen Vaterland siegreich seine Unabhängigkeit erkämpft hatte und mit seinem blühenden Handel die Meere der Welt beherrschte. Grotius formuliert den geraden Gegensatz zu Machiavelli. Während dieser den Staat vom Staate selbst ausgehen sieht, entwickelt jener seine Staatslehre im Anschluß an das Recht. Machiavelli sah im Staate den Urheber des Rechtes, im Rechte also nur ein Mittel in der Hand des Staates zu seiner eigenen Machtsteigerung. Grotius dagegen erkennt im Staate den Garanten und Beschützer, eine Funktion des vor ihm bestehenden Rechtes. Das Recht (Naturrecht zum Unterschied zum geoffenbarten „göttlichen“ Recht) selbst habe seinen Ursprung in der menschlichen Natur, im natürlichen Geselligkeitstrieb, der die Menschen zu geordnetem Gemeinschaftsleben treibe. Der Staat sei nun der durch stillschweigende vertragliche Regelung auf der Basis des Rechtes gegründete Garant dieses Rechtes zum Schutze und Wohl des einzelnen. Er ersetze das im Naturzustand geltende Recht der Rache durch die kraft seiner Gewalt verhängte Strafe, die nicht vergeltenden, sondern bessernden und abschreckenden Charakter habe.

Die Entwicklung der Staatstheorie in der Folgezeit variiert nun die hier aufgerollten Probleme unter stärkerer Hervorhebung individualistischer Züge. So gibt der Pessimist Hobbes (1588—1679) in seinem „Leviathan“ (1651) eine individualistische Grundlegung zur machiavellischen Staatsidee. Vom Individuum ausgehend gelangt er zum absoluten, das Individuum gleich einem „Leviathan“ verschlingenden machiavellischen Machtstaat. Das Naturrecht sei nicht, wie Grotius sage, das regulierende Prinzip des menschlichen Gemeinschaftstriebes, sondern es sei das im Selbsterhaltungstrieb begründete „Naturrecht“ des Individuums auf alles. Der rein vegetative Selbsterhaltungstrieb aber und sein Prinzip des „Natur-Rechts“ auf alles entfesselte im vorstaatlichen Zustand einen vernichtenden Kampf aller gegen

alle. Der Staat sei nun der aus dem Protest des Individuums gegen seine Vernichtung vertraglich geregelte Garant des Schutzes und Friedens des einzelnen.

Gegen diese paradoxe pessimistische Begründung des das Individuum verschlingenden Staates im Selbsterhaltungstrieb des Individuums protestiert der Engländer John Locke (1632–1704), der in seiner Staatstheorie zugleich die individualistische Grundlegung der Groot'schen Staatsidee gibt. Der Mensch sei im vorstaatlichen Zustand nicht ein unvernünftiges Wesen, wie Hobbes meine, das lediglich durch den vegetativen Selbsterhaltungstrieb bestimmt sei, sondern der Selbsterhaltungstrieb des Menschen sei vornehmlich auf die Entfaltung der Individualität angelegt. Während Grotius im Naturrecht das regulative Prinzip des Gemeinschaftsdranges erkennt, sieht Locke im Naturrecht das die Entfaltung des Individuums ordnende Prinzip. Auf dieses gründe sich der Staat als der vertraglich geregelte Garant freier Entfaltungsmöglichkeiten für den Menschen. Während also bei Hobbes das Individuum der Ursprung der Souveränität des den Einzelnen unter sich beugenden absoluten Machtstaates ist, ist das Individuum bei Locke der Träger der seine freie Entfaltung garantierenden Staatssouveränität. Während Hobbes in der absoluten Monarchie die ideale Staatsform ansieht, erkennt Locke in der Demokratie die seinem Staat angemessenste Verfassung.

Unmittelbar an das Staatstheoretische System Locke's knüpft Montesquieu an (1689–1755.) Der sachliche Gehalt seines staatsphilosophischen Werkes „l'Esprit des Lois" ist im Zusammenhange einer geistesgeschichtlichen Grundlegung für Bielfelds „Institutions politiques" nicht wesentlich. Im Verlaufe der Entwicklung der Bielfeld'schen Gedanken wird allerdings des öfteren darauf zurückzugreifen sein. Hier gilt es lediglich, das entscheidende Neue herauszustellen, was sich in Montesquieu's Schrift darstellt, um den unmittelbaren Anschluß Bielfelds an die neuere Entwicklung der staatstheoretischen Diskussion zu finden und zu bestimmen. In Montesquieu's Werk dokumentiert sich eine Umorientierung des staatstheoretischen Denkens. Stand bisher der Staat als solcher, sofern er als Staat an sich in seinem Ursprung und Wesen zu erkennen und zu bestimmen war, im Mittelpunkt der philosophischen Auseinandersetzung, dann geht es Montesquieu um eine Erkenntnis des Staates, sofern er praktische Lebenswirklichkeit ist. Er stellt den Staat in den Mittelpunkt einer praktischen Staatsphilosophie. Er zieht aus den Ergebnissen des bisherigen staatstheoretischen Denkens die praktischen Folgerungen der Politik und schreibt eine Dogmatik der Politik. „Für den Glücklichsten aller Sterblichen würde ich mich halten, wenn ich es dahin

bringen könnte, daß die, welche regieren, ihre Kenntnisse über alle Materien, worüber sie vorzuschreiben haben, erweiterten; daß die, deren Los Gehorchen ist, in der Pflicht des Gehorsams ein neues Vergnügen fänden", so formuliert Montesquieu im Vorwort die Absicht seines Werkes. Denn es sei nicht gleichgültig, „ob ein Volk aufgeklärt sei", da man sich in „Zeiten der Unwissenheit . . . über nichts Bedenken mache, auch dann nicht, wenn man auf dem Wege ist, das größte Unheil anzurichten." Montesquieu ist nicht Aufklärungsphilosoph, der die geistigen Grundlagen zur Aufklärung legt, sondern er ist Aufklärer, der um die Verwirklichung der neu gewonnenen geistigen Position im praktischen Leben ringt.

In dieser gleichen durch Montesquieu's „l'Esprit des Lois" gekennzeichneten Linie liegen auch Bielfelds „Institutions Politiques". Sie sollen, wie er selbst sagt, eine „Dogmatik über die Kunst zu regieren" sein. Sie wollen ein staatsphilosophisches System der praktischen Politik geben. Sie wollen die modernen Philosophen, die „expliquent les lois de la société humaine . . . par des raisonnements métaphysiques", dabei aber die praktische Politik übersehen, ergänzen. Und dieser Absicht bleibt Bielfeld in seinem Werke peinlich treu. Nirgends verliert er sich in staatstheoretische Erörterungen, immer wieder betont er, daß diese nicht in den Rahmen seiner Ausführungen gehören und, daß er nur soweit auf solche zurückzugreifen habe, als es die Gewinnung des richtigen Ausgangspunktes für seine Theorie erforderlich mache: „On n'entrera point dans de grandes discussions pour rechercher l'origine des sociétés." (III, § 4) oder: „L'esprit de cet ouvrage n'est pas les recherches subtiles, mais les recherches qui portent sur une utilité directe." (VI, § 3). Wenn es um prinzipielle Aussagen geht, die über das Wesen des Staates reflektieren, um den prinzipiellen Ausgangspunkt der praktischen Erörterungen, dann beruft sich Bielfeld „sur tous les philosophes qui ont traité du Droit de la Nature et des Gens qui ont formé différents systemes sur cette matiere" (III, § 4). Bielfeld geht es nicht darum festzustellen, was der Staat ist, sondern darum, was der Staat muß. Es geht ihm nicht um das Wesen des Staates an sich, sondern um die Aufgaben seiner Politik. Darum sucht er nach den metaphysischen Grundlagen des Staates. Diese sind ihm bekannt. Seine Absicht ist es, aufzuklären, damit der Staat das werde, was er seinem metaphysischen Wesen nach ist. Die Erkenntnis, was der Staat an sich sei, wird zum Programm der praktischen Politik.

Unter diesem Gesichtswinkel will Bielfelds Werk im Folgenden besprochen und gewürdigt werden und in dieser Sicht werden uns

Bielfelds „Institutions" in allererster Linie bedeutsam. Hatten wir in unseren bisherigen Untersuchungen herausgestellt, daß und wie weit Bielfeld die geistigen Grundlagen der Aufklärungszeit teilt, so wird an dieser Stelle zu zeigen sein, daß und wie weit Bielfeld als Aufklärer zu gelten hat. Zwar werden wir immer wieder auf das staatstheoretische Denken seiner Zeit zurückgreifen müssen, von dem der Aufklärer Bielfeld zehrt. Diese Aufgabe erhält für uns insofern noch einen besonderen Reiz, als in seinen staatstheoretischen Voraussetzungen nicht nur die seiner Zeit im allgemeinen sichtbar werden, sondern sich die Staatsidee des aufgeklärten Absolutismus im besonderen widerspiegeln wird, von der aus eine Linienführung zur nationalsozialistischen Staatsidee naheliegen und sich lohnen wird.

Die Staatsidee des aufgeklärten Absolutismus wurde unter den geistesgeschichtlichen Voraussetzungen von Bielfelds Werk nicht mehr erörtert, um ermüdende Wiederholungen zu vermeiden.

Das dreibändige Werk behandelt im ersten und zweiten Band die Innen-, bzw. die Außenpolitik. Der dritte Band bietet statistisches Material zu den grundsätzlichen Erörterungen der beiden ersten Bände, betrachtet Land für Land auf sein natürliches und sein bedingtes polit. System.

Das Werk trägt streng systematischen Charakter. Der Ausgangspunkt wird in III, „De la Politique en général" gefunden. Die Aufgaben der Politik erwachsen aus ihrem Wesen. Dieses stellt sich im allgemeinen als „Connaissance des moiens les plus propres pour parvenir a son but" dar. (§ 3). Und auf den Staat angewandt ist die Politik „l'Art de gouverner un Etat et de diriger les Affaires publiques". (§ 3).

Dieses Formalprinzip der Politik erhält seine inhaltliche Bestimmung durch das Wesen des Staates selbst. Und so schließt Bielfeld in den §§ 4 und 5 die Besinnung auf das Wesen des Staates an. Dieses ergibt sich aus seinem Ursprung. Eine eingehende Untersuchung darüber lehnt Bielfeld, wie wir schon oben sahen, ab. In seiner Definition hält er sich auf der Linie Grotius-Locke-Montesquieu, wenn er sagt: „L'homme nait avec un désir insurmontable de rendre sa condition meilleure." Dieses sei das Prinzip seiner Handlungen und treibe ihn auch dazu, „à former tacitement des sociétés pour se procurer plus d'agrément, plus d'aisance et plus de sureté qu'ils n'en auroient eu en vivant isolés et dans l'indépendance de l'état de Nature." (§ 4). Demzufolge sei also der Staat „l'assemblage

d'une multitude de Citoyens, qui habitent la même contrée et qui réunissent leurs forces et leurs volontés, pour se procurer tous les agréments, toute l'aisance et toutes les suretés possibles." (§ 5).

Der Staat geht also vom Individuum aus. Das Individuum drückt ihm sein Wesen auf, aus dem ihm seine Aufgabe erwächst: Er ist der Garant des vernünftigen Dranges im Menschen gegen das Böse, das „dans toute la Nature . . . est placé immediatement a côte du Bon, mais dans une proportion si inégale, que le premier l'emporte sur le dernier." (§ 6) Von hier aus wird die inhaltliche Bestimmung dessen, was Politik ist, verständlich: „La connaisance des Moyens les plus propres pour rendre un Etat formidable, et ses citoyens heureux." (§ 5).

Nachdem Bielfeld nun so seinen entscheidenden Ausgangspunkt gewonnen hat, entwickelt er in systematischer Folge seine Dogmatik über die Kunst zu regieren. Zunächst spricht er über den Träger der Politik. Dieser sei die Regierung, „un frein commun qui put tenir les méchans, les esprits faux et les hommes inconstans, en respect." (§ 6) In den §§ 7–15 spricht er dann ausführlich über die verschiedenen Regierungsformen, von denen er keine für die absolut beste hält. Die Vollkommenheit einer Regierung sei nicht an eine Form gebunden, sondern „sa plus grande perfection consiste dans sa durée". Jedoch: „Une nation qui a un roi a sa tete, dont l'autorité absolue est tempérée par la force de loix, n'est pas la moins heureuse." Der Regierung eigne die oberste Gewalt, die Souveränität (§ 16), deren Wesen und Eigenschaften er im Folgenden zu schildern sich vornimmt. Nachdem er eingehend über die Art gesprochen hat, wie man zur Regierung gelange, wendet er sich im § 22 der Definition des Wesens der Souveränität einer Regierung zu: „La souveraineté est le pouvoir absolû de diriger les volontés et les actions de tous les membres d'un corps politique, pour le bien de l'état." (§ 22). Die letzten §§ des grundlegenden dritten Kapitels gelten nun den Rechten der Regierung, von denen aus er sich dann ihren vornehmsten Pflichten zuwendet. Den Pflichten der Regierung ist nun das ganze übrige Werk gewidmet.

Wenn wir uns jetzt um eine Kritik der Komposition Bielfelds d. i. um die Erkenntnis und Wertung ihrer Grundvoraussetzung bemühen, dann wird es zunächst notwendig sein, die Gründe zu erkennen, weshalb Bielfeld im Aufbau seines Werkes von seinem berühmten und verehrten Vorbild Montesquieu abweicht. Der Ausgangspunkt Montesquieu's ist bereits im Titel seines Werkes formuliert. Das Wesen, den Geist der Gesetze herausschälend formuliert er seine Dogmatik einer Staatskunst. Denn in den Gesetzen sieht Montesquieu die urtümlichste Wesensäußerung eines Staates. Den Gesetzen, und

zwar den natürlichen Gesetzen verdanke der Staat den Ursprung. Die natürlichen Gesetze des Friedens, jenes toten, stagnierenden Zustandes, in dem der Mensch vor Gründung des Staates lebte, und der durch die natürliche Angst des Menschen vor dem anderen bedingt sei, — des Aufsuchens seiner Nahrung, — das dem Gefühl seiner Bedürfnisse entspringe, des Zuges zum anderen Geschlecht und der den Menschen vor dem Tier auszeichnenden Fähigkeit des Erkennens, das natürliche Gesetz der Vernunft, sind die natürliche Grundlage des Staates, die „aus der Natur der Dinge entstehenden Verhältnisse", die von Gott gesetzten unveränderlichen Ordnungen, die die Existenz des Staates begründen. (Vgl. Montesquieu, l'Esprit des Lois I,1). Der Staat selbst nun ist die in diesen natürlichen Gesetzen begründete Ordnung, die sich ihrerseits wieder in Gesetzen, in den sogenannten „positiven" Gesetzen realisiert. Er ist also seinem Wesen nach Ordnung, die aus ihrer Natur eigene Gesetze hervorbringt. Die Aufgabe des Staates nun ist erkannt, wenn dieses sein Wesen erkannt ist. Es gilt den Geist der seiner (des Staates) Natur entspringenden Gesetze zu erkennen, wenn es sich darum handelt, die Aufgaben des Staates zu formulieren. Von diesem Grundprinzip ausgehend löst nun Montesquieu seine Aufgabe in folgerichtiger Systematik. Er entwickelt den „Geist der Gesetze", die das Wesen der staatlichen Ordnung ausmachen und erfüllen.

Beide Werke, Bielfelds „Institutions Politiques" und Montesquieu's „l'Esprit des Lois" haben in einer bestimmten Voraussetzung von dem, was die Politik sei, ihren systematischen Mittelpunkt, der den Betrachtungen über die Aufgabe der Politik die entscheidende Perspektive gibt, daß eine wahre Staatskunst immer in organischer Verbindung stehe mit dem Wesen des Staates selbst. So sehr aber beide in dieser Grundvoraussetzung übereinstimmen, so wenig paralell verläuft die Durchführung dieser Grundvoraussetzung in der weiteren Art der Komposition und Darstellung. Die Montesquieu'sche Schrift ist eine Besinnung auf die praktischen Fragen der Politik am systematischen Ansatzpunkt. Das besagt bereits der Titel: „l'Esprit des Lois". Der Staat ist als Ordnung anerkannt, die Gesetze sind als in der Natur des Staates entstehende Verhältnisse, in deren sich der Ordnungscharakter des Staates verwirklicht, herausgestellt, die wahre Politik ist als stetige Besinnung auf jenen Charakter der Gesetze, auf ihren Geist, d. i. ihre Verankerung in der Natur des Staates erwiesen. Und wenn sich Montesquieu auf die praktischen Einzelfragen der Politik besinnt, dann ist es eben auch eine Besinnung auf jenen „Geist der Gesetze", in deren Beachtung sich eine wahre Staatskunst erfüllt. Man braucht nur die Ueberschriften der einzelnen Kapitel an=

zusehen, um diesen wahrhaft systematischen Charakter des Montesquieu'schen Werkes zu erkennen.

Anm.: Vgl. VI. Buch: „Folgerungen aus den Gründen der verschiedenen Regierungsformen in Absicht auf das Einfache der bürgerlichen und peinlichen Gesetze, auf die Form des gerichtlichen Verfahrens und die Festsetzung der Strafen." Und die Durchführung dieses Themas: „Von dem Einfachen der bürgerlichen Gesetze in den verschiedenen Regierungen: „Von dem Einfachen der peinlichen Gesetze in den verschiedenen Regierungen"; „In welchen Regierungen der Regent Richter sein kann", usw. — Nach Montesquieu stellt sich die Natur des Staates, aus der seine Gesetze entspringen, in den drei Formen der Monarchie, Demokratie und Despotie dar. —

Diese Besinnung Montesquieu's am systematischen Ansatzpunkt seines Werkes gibt diesem den Charakter einer wahrhaften praktischen Staatsphilosophie. —

Dem gegenüber Bielfeld: Wird bei Montesquieu in der Art der Darstellung seines Werkes die Aufgabe der Politik als stetige Besinnung auf die „Natur" des Staates gekennzeichnet, so wird bei Bielfeld ein dogmatischer Satz über das, was die Politik zu tun hat, an den Anfang gestellt: Die Politik hat die Aufgabe, den „Staat furchtbar" und „die Bürger glücklich" zu machen. (III, § 3). Das Wesen des Staates ist erkannt, er ist Garant „de tous les agréments, toute l'aisance, et toutes les sûretés possibles" der Bürger. (III, § 4). Die Aufgabe des Staates und der Politik ist damit formuliert. Wenn Bielfeld nun die praktischen Einzelfragen der Politik in seinen Betrachtungskreis zieht, dann besinnt er sich nicht darauf, wie sich der Staat auf dem zur Diskussion stehenden Lebensgebiete in seinem Wesen darstellt, sondern dann sagt er, was der Staat sein muß, wenn er seinem Wesen gerecht werden will. Das aber nimmt Bielfelds „Institutions Politiques" den Charakter einer praktischen Staatsphilosophie und gibt dem Werk den Charakter einer kasuistischen Staatsmoral. Eine flüchtige Durchsicht der Kapitel- und Paragraphenüberschriften bestätigt dieses: Vgl. die Abgrenzung des Aufgabengebietes des 1. Teiles seiner Schrift:

„1. Il faut polir la Nation que l'on doit gouverner;
2. Il faut introduire un bon ordre dans l'Etat, y entretenir la Société, et y faire observer les loix" usw. (Vgl. III § 36).

Wo Montesquieu sich am systematischen Ansatzpunkt besinnt, da treibt Bielfeld kasuistische Moral vom moralischen Ansatzpunkt aus. Bielfeld gibt nicht ein System einer praktischen Staatsphilosophie, sondern ein System einer kasuistischen Staatsmoral. Sein Ansatz-

punkt ist nicht systematisch sondern moralisch. Er gibt kein System der Politik, sondern er bietet in seinen „Institutions Politiques" ein Nachschlagewerk der Politik, das sich eine bestimmte Auffassung über die Aufgaben der Politik zu eigen machen und auf größte Vollständigkeit Wert legen muß. In Bezug auf die staatsphilosophischen Werke bemerkt Bielfeld: „Le lecteur pâtit lors'que a bons momens sur les objets les plus interessans. Tel ne parle point des Finances, tel oublie la Navigation, tel se tait sur la Police, et ainsi du reste." (I, § 3).

Damit aber weist auch Bielfelds Werk, die „Institutions Politiques" in die Richtung der encyclopädistischen Bewegung, über der die These Hume's stand: „Wissen ist Macht", unüberwindliche Macht im Kampfe gegen die dunkle Unvernunft. Und von hier aus wird der ungeheure Publikumserfolg der Schrift verständlich. Die Hochkonjunktur der encyclopädistischen Bewegung brachte die Hochkonjunktur der Auflagen und Uebersetzungen von Bielfelds Institutions. Und wahrlich, die Anhänger jener Bewegung hatten sich nicht vergriffen! Hier konnte ihr Wissensdurst gestillt werden!

In diesem Charakter aber kommt auch diesem Werk jener nun schon oft herausgestellte persönliche Zug Bielfelds zu. Politik ist ihm nicht mehr Kunst. Der Politiker, der im Hintergrund der Schrift Montesquieu's steht, ist Künstler, ein Mensch, der in wahrhaft veranlagter, persönlicher und geistiger Haltung die zarten Schwingungen des Staatsorganismus' wahrnimmt und mit sicherer Hand zu wuchtigen Figuren und Sätzen einer großen Symphonie zu gestalten weiß, in der sich der metaphysische Untergrund des Staates in plastischer Uebermenschlichkeit offenbart. — Der Politiker Bielfelds aber ist jener Handwerker, der nicht Herr, sondern Sklave seines Handwerkszeuges ist, Sklave einer Formel, Skave eines Nachschlagewerkes. Montesquieu's Politiker ist Führer, ist Genie; Bielfelds Politiker aber ist jene Bürokratennatur.

So sehr die „Institutioes Politiques" nach allem antiquarisch für uns geworden sind, so sehr können sie uns, wenn wir ihnen mit einigem Wohlwollen begegnen, Zeugnis ablegen von der Staatsauffassung des aufgeklärten Absolutismus, der damals in Friedrich dem Großen seinen genialen Gestalter fand. Die Zeit, in der Bielfeld lebte und wirkte, war jene Epoche, wo der große Preußenkönig die in der aufklärerischen Staatsphilosophie längst formulierte These „für das Volk" in den bedeutsamen Grundsatz umgoß: „Le roi est le premier serviteur de l'Etat." Wo Friedrich II. dem machiavellistischen Machtstaat, der im Staate Ludwigs XIV. wohl eine Aus-

prägung fand, den absoluten Volksstaat gegenüber stellte. Und hier war Bielfeld in die Schule gegangen. Im Staatsdienst unter Friedrich hatte er unmittelbar Zeuge der zielsicheren Tatkraft des Preußenkönigs sein dürfen.

Doch nur im ganzen gesehen ist Bielfelds Stellung zum Machiavellismus der Friedrich des Großen ähnlich. Im tiefsten Grunde ist zwischen beiden doch ein klaffender Gegensatz. Bielfelds Betrachtungen über die äußere Politik laufen auf eine Entwicklung der Lehre vom europäischen Gleichgewicht und auf eine Verteidigung der scharf ausgeprägten absoluten Monarchie, ja fast des Despotismus hinaus. Nach ihm sind die Staaten, die die langsam und organisch zusammengewachsene Einheit der Menschen einer Gegend darstellen, mit dem Triebe zur Macht und Ausdehnung begabt, wie jedes Geschöpf den Lebens- und Fortpflanzungstrieb in sich trägt. Die Natur selbst, die die Befriedigung dieses Triebes fordert, rechtfertigt ihn also. Eroberungen zu machen ist jeder Staat daher moralisch berechtigt, so lange er zwei grundsätzliche Faktoren berücksichtigt: „Le salut du peuple" und die geographische, ökonomische und politische Lage (II, § 9, § 15). Nur tatsächliche Machtfülle, physische Kraft und nicht *Verträge*, die an Moral und christliche Liebe appellieren und die ultima ratio von wehrlosen, ohnmächtigen Völkern sind. „Sich selbst rüsten in dem Maße, wie die Gegner sich verstärken, auf den Krieg vorbereitet sein, das ist das Moment, das das allgemeine Gleichgewicht erhält ohne die Untertanen in Not zu bringen. Das erhält den gegenseitigen Respekt. Durch diese Mittel hält, wie das Sprichwort sagt, ein Degen den anderen in der Scheide." II, § 29) . . . „In der Politik muß man sich der spekulativen Ideen entschlagen, die sich das Volk gemeinhin über Gerechtigkeit, Billigkeit, Mäßigung Aufrichtigkeit und andere derartige Tugenden der Völker in seiner Handlungsweise macht. Alles läuft schließlich auf tatsächliche Macht hinaus." II, § 30).

Bündnisse dürfen niemals aus Sympathie mit einem anderen Volke geschlossen werden, sondern nur mit dem Ziel, möglichst viel Gewinn für den eigenen Staat zu erzielen (II, § 6). Daher ist es sinnlos, sich mit *kleinen* Staaten zu liieren. Die Frage, ob der absolute Herrscher es mit seinem Gewissen, seiner Moral vereinbaren könne, einen Vertrag zum Vorteil seines Staates zu brechen, beantwortet Bielfeld mit kühler Berechnung. Wenn Vertragstreue einem Staat den Untergang bereiten würde, müsse er dem Wohle des Volkes getrost seine Ehre opfern (II, § 26). Nicht um der Moral willen, sondern aus Klugheit müssen moralische Grundsätze in der Politik beachtet werden; denn Unmoral in der Staatslenkung führt zur Anarchie. Also Utilitarismus muß das Prinzip der Bündnispolitik sein. Wie

leicht findet sich Bielfeld dabei mit der Tatsache ab, daß in der Politik Unmoral allein zum Ziele führe! Wie ganz anders war es bei Friedrich, den dieses Problem dauernd quälte! Lang und schmerzvoll rang er sich zu der Erkenntnis durch, daß Staatsmoral und Gesellschaftsmoral schwer zu vereinen sind, doch immer beseelte ihn der ernste Wunsch nach einer friedlichen Versöhnung beider. Dieses Ringen des Menschen mit blutigen Notwendigkeiten spüren wir in Bielfelds machiavellistischer Lehre nicht. Es sind wohl nur empirisch abgeleitete Sätze, Abstraktionen vielleicht aus ihm selbst unbewußten Machtinstinkten heraus.

Wie seltsam mutet es nach alledem an, daß Bielfeld Machiavelli's Grundsätze, die er losgelöst von ihren politischen Bedingtheiten sieht — der „Principe" wurde für italienische Territorialstaaten geschrieben! —, mit Entrüstung ablehnt, obwohl er doch im Grunde genommen ihr eifrigster Verfechter ist! Diesen Widerspruch kann nur das ewige Gegensatzpaar: Ideal und Wirklichkeit klären. Die im Staate Friedrichs gegebenen realen Notwendigkeiten verlangten eine ganz strenge Form des Absolutismus, die im Prinzip Friedrichs: „Le roi est le premier serviteur de l'Etat" ihre Schärfe verlor. Dieses Prinzip sollte eigentlich das Thema von Bielfelds „Lehrbegriff der Staatskunst" sein. „Tout homme qui se voue aux Affaires devrait commencer s'il est possible, par se dépouiller de l'amour propre" (II, § 1). Nichts kann den Abscheu Bielfelds mehr erregen als ein despotisch tyrannischer Fürst, der, „se fondant uniquement sur sa puissance, ne fait que suivre la fougue de ses passions déréglées, préfère ses intérêts particuliers aux intérêts publics." (III, § 11). Les Intérêts publics, das Gemeinwohl ist es, das Bielfeld seinem Schüler immer wieder ins Gewissen hämmert, das er zum Leitmotiv einer wahren Politik erhebt. Ob er nun von den Gesetzen oder der Gesetze gebenden Gewalt spricht, ob er das Erziehungswesen, das in jener Zeit auf ein hohes Bildungsniveau aller Untertanen abzuzielen habe, in den Betrachtungskreis seines Lehrbegriffs zieht, ob er über die größte außenpolitische Staatsaktion oder in pedantischer Gewissenhaftigkeit über die unansehnlichste Postkutsche doziert: Das Volk ist der Ausgangspunkt des Staates, sein Mittelpunkt und Zielpunkt. Der ideale Volksstaat schwebt ihm vor Augen, wenn er die Autorität von oben im Vertrauen von unten sich begründen sieht. „Un Etat régulier n'est autre chose que l'assemblage d'une multitude de Citoyens . . . qui réunissent leurs forces et leurs volontés, pour se procurer tous les agréments, toute l'aisance, et toutes les sûretés possibles" (III, § 5). Und doch übersehen wir das Wesentliche, wenn wir in dieser Staatsauffassung den individualistischen Ansatzpunkt verkennen, wenn

wir die Staatsauffassung des aufgeklärten Absolutismus nicht in ihren Komponenten erkennen, die durch die oben gezeigte neue Entwicklung gekennzeichnet sind. Der Staat des aufgeklärten Absolutismus ist die optimistische individualistische Grundlegung des machiavellischen Systems im Gegensatz zur pessimistischen Individualisierung des machiavellischen Staates bei Hobbes. Dem Staate kommt deshalb absolute Machtvollkommenheit zu, weil jener unüberwindliche Wunsch des Individuums „de rendre sa condition meilleure" (III, § 4) absolut ist. Und so entpuppt sich das Geleitwort „Volk" auch in Bielfelds Schrift als ein anderer Ausdruck für Individuum. Das Individuum meint jene Zeit, wenn sie vom Volke spricht. Volk ist eben „l'assemblage d'une multitude de Citoyens", die Summierung vieler einzelner zu einer Interessengemeinschaft. Dem gegenüber steht der heutige Volksbegriff der aus dem Zusammenbruch der individualistisch-materialistischen Ueberspitzung des Volksbegriffs der Aufklärungszeit, die freilich unseren klaren Begriff der „Nation" noch nicht kannte, geboren wurde. Wir sehen heute im Volk nicht mehr eine Interessengemeinschaft vieler gleichgerichteter, sondern eine Schicksalsgemeinschaft rassisch gleichgearteter Menschen. Der nationalsozialistische Volksbegriff erkennt im Volk nicht eine auf der Basis vertraglich geregelter Satzungen gegründete Gesellschaft, sondern einen lebendigen Organismus, ein Individuum mit lebendigem Blut und lebendiger Art. Nicht das Volk ist für das Individuum da, weil geballtes Interesse mächtiger ist als vereinsamtes Interesse, sondern der einzelne ist für das Volk da, weil sich im Volk der metaphysische Urgrund seines Wesens gestaltet und in absoluter Vollkommenheit verklärt. Das vom Volke geborne Individuum ist zum Volke geschaffen, das Volk ist Anfang, Mitte und Ende des Weltgeschehens. Der Staat aber ist die lebendige Funktion dieses Volkes. Seine Aufgabe ist nicht Garantierung und Schutz der im Volke gegebenen Gesellschaft zur Förderung gleichgerichteter Interessen, seine Aufgabe ist die Volkwerdung, Gestaltung der Volkheit zum lebendigen Organismus eines einigen, freien und herrlichen Volkes.

Noch an einem anderen Begriffspaar von Bielfelds Institutions wird der Unterschied zwischen jener und unserer Zeit deutlich. An den Begriffen der Staatsautorität und Freiheit. Das Wesen der Staatssouveränität, so wie es sich in Bielfelds Werk als von seiner Zeit anerkanntes widerspiegelt, lernten wir schon oben kennen. „La Souveraineté est le pouvoir absolu de diriger lesvolontés et les actions de tous les membres d'un corps politique pour le bien de l'Etat." (III, § 22). Die Staatssouveränität ist die Souveränität des die menschliche Gesellschaft begründenden Interesses „de

rendre sa condition meilleure", qui a porté les premiers hommes à former tacitement des sociétés pour se procurer plus d'agrément, plus d'aisance et plus de sureté qu'ils n'en aurait en vivant isolés et dans l'indépendance de l'état de Nature" (III, § 4). Das Volk ist der Träger der Staatssouveränität, sofern diese die die Gesellschaft begründenden Interessen zum Inhalt hat. Wenn Bielfeld immer wieder die absolute Staatssouveränität formuliert, dann meint er die innerhalb dieser Grenzen zur absoluten Machtvollkommenheit gelangte Staatssouveränität als des besten Garanten der Intérêts publics. Sie ist der Zaum gegen das Böse, „qui est placé immédiatement à côté du bon, mais dans une proportion si inégale que le premier l'emporte toujours sur le dernier." Sie ist das aus diesem tatsächlichen Uebel entspringende, notwendige Uebel, das zur Ueberwindung jenes bedauerlichen Notstandes führt. Sie ist das notwendige Uebel, das die natürliche Freiheit zur bürgerlichen Freiheit einschränkt, in der der Mensch nur das tut, „qui n'est pas contraire au bien général de la Société (VI, § 1), um in dieser Selbstbeschränkung zu vollkommener Läuterung der natürlichen Freiheit zu gelangen, die dann in der Verwirklichung des idealen Zustandes eines vollkommenen Normalstaates in verklärter Vollkommenheit ihre bürgerliche Einengung überwindet.

Die heutige Auffassung von Staatssouveränität und Freiheit kündet den scharfen Gegensatz zur Auffassung jener Zeit. Gerade die zu absoluter Machtvollkommenheit gelangte Staatssouveränität, in der die absolute Souveränität des metaphysischen Urgrundes der Volkheit seine organisch gestaltende Funktion erhält, begründet die natürliche Freiheit. Sie befreit sie von widernatürlichen Fesseln, indem sie in dieser organischen Funktion das metaphisische Wesen des Menschen, seine Volkheit, zu machtvoller Gestaltung führt.

Ueber alle Widersprüche hinweg kann der historische Wert und das Verdienst des Buches nicht übersehen werden. Bielfelds Auseinandersetzungen über die Macht und die äußere Politik, losgelöst von aller Ideologie, mußten praktisch überall wertvoll sein gerade in einem Jahrhundert, das in abstrakten Theorien und kosmopolitischen Illusionen stecken zu bleiben drohte. Hier konnte in Zukunft angeknüpft und weitergebaut werden.

In der moralischen Rechtfertigung jeder Machtpolitik liegt wohl ein weiteres Verdienst des Werkes. Die sittliche Berechtigung des Staates verlangt von jedem seiner Bürger Pflichten und damit einen Beitrag zur Befestigung des nationalen Staates. Auch hierin fand die spätere Zeit wichtige Anknüpfungspunkte.[5])

5) Vgl. G. Voß, a.a.O.

# 4. L'Erudition universelle, ou Analyse abrégée de toutes les sciences, des beaux-Arts, et des belles-Lettres.

Ebenfalls ein Lehrbuch, wie die Institution politiques, ist das Alterswerk Bielfelds: L'érudition universelle. Es erschien 1767 in Leyden und noch im gleichen Jahre in deutscher Uebersetzung in Breslau und Leipzig. Es ist das letzte einheitliche Werk und behandelt, wie schon der Untertitel anzeigt, die Grundbegriffe der gesamten Natur- und Geisteswissenschaften. Es stellt eine Art Konversationslexikon der Populärwissenschaft dar. Ebenso wie bei den Institutions politiques ist es nicht die Neuheit der Gedanken, worin Bielfeld den Wert seines Werkes sieht, es ist ihm hier ebenfalls um die systematische Zusammenfassung des gesamten Stoffes zu tun. Er hat versucht, diesen hier zusammenhängend darzustellen um dadurch Studium und Uebersicht zu erleichtern.

Das Werk trägt den Geleitspruch: Indocti discant, et ament meminisse periti. Also eine Art Lehrbuch soll es sein. Und es liegt im Geiste des Rationalismus mit seiner Neigung zu Vielwisserei, wenn Bielfeld ausruft: „Plus les connoissances d'un homme sont multipliées plus il est érudit".[1])

In diesem Sinne will das Werk für die Jugend ein umfassendes und zusammenfassendes Unterrichts- und Bildungsmittel darstellen. In Erkenntnis der Grenzen seiner Leistung wendet sich der Verfasser in der Widmung an die Lerneifrigen: „Jeunesse studieuse . . . ne croyez point que j'envisage cet ouvrage comme un chef- d'oeuvre de l'esprit humain, qui fasse des prétentions à l'immortalité. Non je n'aspire qu'à vous offrir un Livre utile . . . Sie vous le lisez souvent, sie vous y marquez toutes les Observations que vous ferez pendant le cours de vos études sur chaque matiére, il est impossible que vous ne deveniez savans. Hommes faits, vieillards érudits, parcourez quelquefois ce petit Traité pnur vous rappeler les sciences".[2]) Die eigene Reflexion stellt Bielfeld bewußt in den Hintergrund und seine persönliche Auffassung tritt nur in ganz wenigen Gebieten, mit denen er sich intensiver beschäftigt hatte, hervor. „No-

1) L'érudition universelle etc. Berlin 1768, I, S. 1.
2) a.a.O. Dédicace, S. IV f.

tre mémoire a ses bornes; elle n'est guère capable de retenir ce qui est trop volumineux. C'est por la même raison que nous oserions parsemer cet ouvrage de beaucoup de réflexions, ni l'orner des agrémens du style".[3])

Das Werk umfaßt also die allgemein anerkannten Grundbegriffe sämtlicher Wissenschaften seiner Zeit, in möglichst knapper Darstellung, umso ein übersichtliches Nachschlagewerk und ein bequemes Lehrbuch zu bilden.

Die Einteilungsgesichtspunkte des gewaltigen Stoffes nimmt Bielfeld aus der Betrachtung der Fähigkeiten der menschlichen Seele, von denen er drei unterscheidet abgesehen von Wille und Gefühl, die für diese Untersuchungen keine Bedeutung haben. Nämlich: Geist, Genie und Gedächtnis. „Ces facultés sont l'esprit, le génie et la mémoire".[4])

Der Geist ist das prüfende, unterscheidende, urteilende, reflektierende Vermögen. Das Genie, die Einfallsgabe, Phantasie schafft, bringt hervor, erfindet. Das Gedächtnis aber ist die Fähigkeit zu behalten und das Behaltene bei Gelegenheit wiederzugeben. Nach Bielfelds Auffassung lassen sich sämtliche Wissenschaften und Künste einer von diesen drei Fähigkeiten zuteilen.

So weist Bielfeld die Sachgebiete der Theologie, der Jurisprudenz, Medizin, Naturwissenschaften und Philosophie dem Bereich des Geistes zu, die schönen Künste dem Bereich des Genie, die historischen Wissenschaften, die Sprachwissenschaften und die Geographie etc. dem Bereich des Gedächtnisses.

Diese Einteilung ist, wie der erste Blick zeigt, so äußerlich und oberflächlich, daß sie einer näheren Prüfung in keiner Weise standhält. Sie wird im Prinzip wiederum nur aus der Tendenz der Rationalisten zum System hin verständlich.

Jede Wissenschaft hat der Verfasser in einem besonderen Kapitel behandelt und, um das Ganze noch übersichtlicher und einprägbarer zu machen, hat wieder jedes Kapitel eine Unterteilung in Paragraphen erfahren, in denen die wichtigen einzelnen Gegenstände dargestellt sind. Zu allem Ueberfluß sind noch in gleicher Absicht Zusammenfassungen und Randbemerkungen gegeben.

Der Zeitgeist, dem Geselligkeit über allem stand und der auch in den Wissenschaften eine Darstellung verlangte, die den Gliedern der Gesellschaft verständlich war und zusagte, zeigt sich in Bielfelds Forderung, die er an den Wissenschaftler ganz allgemein stellt: „Pour

3) a.a.O. I, S. 3.
4) a.a.O. I, S. 8.

réussir dans une science quelconque, il faut du goût, sans quoi on devient sec, aride, pédantesque et désagréable avec tout le savoir du monde."[5])

Auch der Gedanke dieses Werkes entspricht durchaus dem Geiste dieser Epoche, des Jahrhunderts der Enzyklopädien. Man war damals auf allen Gebieten menschlichen Wissens an umfassender Sammeltätigkeit interessiert und bemühte sich um ihre Ordnung in Systemen.

Doch die Bielfeldsche Systematik der Grundbegriffe der gesamten Wissenschaften ist ganz und gar unbedeutend geblieben. Weitaus die meisten Gebiete kannte der Verfasser selbst nur oberflächlich und es blieb hier infolgedessen bei den allerprimitivsten Begriffsbestimmungen des Forschungsbereiches und der Forschungsmethoden. Von einigen wenigen Gebieten abgesehen, wo die Probleme etwas tiefer erfaßt und eingehender besprochen werden, wie in gewissen Fragen der Theologie, des Naturrechts und der Aesthetik der Dichtkunst, blieb alles in rein äußerlicher Aufzählung stecken. Die Gesichtspunkte sind so flach, daß ein näheres Eingehen auf sie die Mühe nicht lohnt, zumal sich in ihnen auch keine persönliche Stellungnahme des Verfassers ausspricht.

Bielfelds Zeitgenossen konnten dem Werk, das als Versuch eines einzelnen, eine Enzyclopädie der Wissenschaften zu geben, wahrlich eine erstaunliche Leistung darstellte, ihre volle Anerkennung nicht versagen. Der Verfasser, der doch zeitlebens nur ein Höfling war, mußte über eine Unmenge von Kenntnissen verfügen. Auch seine erzieherische Absicht fand Belobigung. Es fülle in glücklicher Lösung eine beim Studieren schon lange schmerzlich empfundene Lücke aus, so meinte der Verfasser der Berliner „Gazette littéraire", der das Werk im Jahre seines Erscheinens besprach. Die Beschäftigung mit ihm sei eine wertvolle Einführung in das Studium. „Wenn die Anfänger in den Wissenschaften sich auch nur die vielen Ratschläge, die er ihnen erteilt, und die allgemeinen Abschilderungen von dem Wesen und dem Gebrauch eines jeden Teiles der Gelehrsamkeit zunutze machen wollten, so würde ihnen schon ein großer Dienst dadurch geleistet worden sein", so schrieb die Leipziger Gelehrtenzeitung im Jahre 1767.[6])

In ihrer Absicht haben Bielfelds Premiers Traits ihre Bedeutung für uns längst verloren, aber sie sind für uns heute noch insofern interessant, als wir aus ihnen einen Anhaltspunkt für den damaligen Stand der Wissenschaften gewinnen und ein umfassendes Bild des Geistes jener Zeit. Für unsere Gesichtspunkte bietet das Werk nichts Bemerkenswertes.

5) a.a.O. I, S. 10.
6) Leipziger Gelehrte Nachrichten 1767, Nr. 36

Eine Beleuchtung der im zweiten Teil des Werkes niedergelegten Aesthetik, bei deren Behandlung Bielfeld nur zum verschwindend kleinen Teil eigenes Gedankengut verwendet, kann sich erübrigen, da wir schon an anderer Stelle seine an französischen Vorbildern geschulte Kunstlehre untersuchten. Boileau's „l'Art Poétique" und Batteux' Buch über die schönen Künste wurden weitgehend verwendet. Bielfeld blieb dem moralischen Maßstab für die Kunst treu. Sie ist ihm nicht Selbstzweck, sondern sie muß belehren und erbauen.

# 5. Der Eremit, eine Wochenschrift.

Der „Eremit“ war Bielfelds letzte vollendete literarische Arbeit und das einzige Werk in deutscher Sprache. Es erschien in Leipzig von 1767—69 in 12 Teilen, deren 2 erste Teile 1768 sogar ins Französische übertragen wurden.

In die Literatur der Zeit reiht sich Bielfelds „Eremit“ als ein allerdings recht später Abkömmling der „moralischen Wochenschriften“, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts eine für das Literatur- und Kulturleben Deutschlands sehr wichtige Erscheinung darstellten. Es waren pädagogische Schriften, in denen sich die Aufklärer in erzieherischer Absicht an das gebildete Bürgertum wendeten, um dessen sittlichen und geistigen Zustand zu heben, ihm die Literatur näher zu bringen und eine vernünftige Lebenshaltung zu vermitteln.

Ihren Ursprung hatten diese Wochenschriften im englischen Bürgertum. Der englische „Spectator“ wurde das große Vorbild für die 500 Wochenschriften, die Deutschland zeitigte. Hamburg war die Hauptpflegestätte dieser literarischen Erscheinung.

Die Ziele dieser Zeitschriften waren also durchaus rationalistisch. Ausbreitung der „Tugend und der richtigen Denkungsart“ nennt Bielfeld ihren Zweck. Auf angenehme Weise soll der Leser für eine „nützliche“ Tugend begeistert werden. Darum ist das Stoffgebiet nicht nur auf Moral beschränkt, sondern umfaßt alle denkbaren unterhaltsamen Materien, die für ein mäßig gebildetes Bürgertum von Interesse sein konnten.

1713 schon war als erste dieser Zeitschriften in Hamburg der „Vernünftler“ erschienen, 1724 wurde von den Freunden Brocke's der ausgezeichnete „Patriot“ herausgegeben, der Bielfeld zum Vorbild für seinen Eremiten diente.[1] Auch Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen“ haben seine Zeitschrift beeinflußt.

Bielfelds Eremit erschien erst dann, als diese literarische Periode bereits überwunden war und ein für den deutschen Geist neues Zeitalter sich ankündigte. Trotzdem überdauerte er zwei Jahre, was für eine Wochenschrift der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts eine ungewöhnlich lange Zeit war. Diese relative Langlebigkeit von Bielfelds Eremit ist nur dadurch zu erklären, daß sein hauptsächlichster Wirkungskreis nicht das Bürgertum der Städte, sondern der Land-

1) Vorrede zum 9.—12. Teil

adel war, dem die Früchte des Rationalismus noch längst nicht alle vermittelt waren, und der darum keinen Anstoß daran nahm, daß Bielfelds Eremit von dem Gute einer vergangenen Generation zehrte.[2])

Geldnöte, Langweile und wohl auch seine ungemeine Freude am Dozieren werden Bielfeld Veranlassung zu dieser Zeitschrift gewesen sein. Es fiel ihm, dem ungründlichen Vielwisser sicherlich nicht schwer, das auf die leichte, angenehme, nicht ganz geistlose Unterhaltung der guten Gesellschaft abgestelle Niveau zu wahren. Ein buntes Vielerlei im unterhaltsamen Gesellschaftston spiegelt die Welt des geistreichen Genießers Bielfeld: Religiöse Stimmungsgedichte, Naturbetrachtungen in Gellerts Art, moralische Traktate, auf das Naturrecht und die Lehre vom Gesellschaftsvertrag zugeschnitten, sozialpolitische Erörterungen, dazwischen hinein seichte Betrachtungen über die Geselligkeiten der einzelnen Stände, über Mode und Theater, kurz für jeden etwas, aber alles in frischer, lebendiger, launiger Form. Aehnlich wie es vom Lustspieldichter heiße: „Ridendo castigat", müsse es vom Wochenblattschreiber heißen: „Monendo et delectando."

Im ganzen wird Bielfelds Eremit seine Absicht erreicht haben. Er war eine leichte und doch zum Nachdenken anregende Unterhaltungsschrift des noch rückständigen Landadels.

Ueberraschend ist an Bielfelds Zeitschrift, daß sie als einzige unter allen seinen Veröffentlichungen in deutscher Sprache verfaßt ist. Doch ist dieses aus dem Zwecke des Blattes zu verstehen. Denn während Bielfeld sich in den übrigen Werken immer nur an bestimmte Kreise wendet, im Progrès an das gebildete Ausland, in seinen Komödien an die vornehme Gesellschaft, in den Institutions und der Erudition an die gelehrte Welt und die studierende Jugend, so wendet er sich hier an das breite Publikum. Dies entspricht der allgemeinen Einstellung der moralischen Wochenschriften. „Fürsten und Hirten sind bisweilen die Leser solcher Blätter, und sie müssen alle darinnen Unterricht und Vergnügen finden, sie müssen durch den Weg des Vergnügens unvermerkt zur Unterweisung geleitet werden."[3]) Um diesen Zweck zu erreichen, mußte der Verfasser sich natürlich der deutschen Sprache bedienen.

In diesem Sinne stellt Bielfeld denn auch seine Anforderungen an diejenigen, die berufen seien eine moralische Wochenschrift herauszugeben. Es könne dies weder ein junger Gelehrter sein, der eben erst von der Universität komme, noch ein alter, der dort ein ganzes Leben zugebracht habe, da diesen die Kenntnis der Welt, die Berührung mit allen Schichten des Volkes, des Hofes usw. fehle. „Wer

2) Vgl. G. Voß, a.a.O.
3) Der Eremit IX. Theil, Vorrede

aber die Welt aus eigener Erfahrung recht kennet, dem gibt sie einen unerschöpflichen Stoff zu lächerlichen Vorwürfen[4]") Für einen solchen hält sich also Bielfeld selbst auch. Er gibt zwar nach dem allgemeinen Gebrauch die Zeitschrift anonym heraus und gefällt sich in der Rolle des Eremiten. der nach einem bedeutenden Leben voll nützlicher Arbeit, das ihn mit höchsten Persönlichkeiten in Berührung gebracht hat, wie er von Zeit zu Zeit durchblicken läßt, in eine Grotte zurückgezogen hat, von hier aus aufmerksam den Lauf der Welt verfolgt und für Belehrung und Aufklärung sorgt. „Ich habe in der Welt das Meinige getan, und würde mir nicht einmal meine jetzige Lebensart vergeben, wenn ich nicht meine Einsamkeit verwendete, meinen Nebenmenschen nützlich zu seyn"[5]). Doch gibt er an anderer Stelle auch eine andere Begründung für seine schriftstellerische Tätigkeit, die merkwürdig anders und nicht so moralisch klingt:„ . . . die Langeweile ist mir die größte Marter. Diese beschwerliche, gespenstmäßige Göttin verfolgt mich nicht selten auch in meiner Einöde . . . Wozu soll ein Eremit, den die Welt um desto mehr verläßt, seine Zuflucht nehmen? Die Feder wird mein Trost und ich schreibe meine Gedanken nieder"[6]).

Zweifellos ist der in der Zeitschrift gegebene Stoff vielseitig und enthält teilweise gute und gesunde Beobachtungen und Bemerkungen. Doch tritt die Lehrhaftigkeit auf der einen Seite und die Sentimentalität auf der anderen Seite so stark in den Vordergrund, daß sie uns heute ungenießbar sind. Ueberdies krankt diese Zeitschrift an dem Fehler aller deutschen Wochenschriften dieser Epoche — im Gegensatz zu den englischen —, nämlich daß die Betrachtungen zu allgemein und farblos gehalten sind. Jede individuelle Zeichnung der Gestalten wird vermieden und dadurch eine gewisse Eintönigkeit hervorgerufen und der Zug ins Philisterhafte begünstigt.

Warum Bielfeld nach dem zwölften Teile das Unternehmen beschlossen hat, ist nicht ganz klar. Er selbst gibt an, daß sein Plan nicht weiter gegangen sei und daß er damit seine Aufgabe als erfüllt betrachte. Doch bietet er in einem „Avertissement" des XI. Teiles die Leitung der Zeitschrift zur Versteigerung an den Meistbietenden aus: „Als ist man entschlossen, dieses Successionsrecht nebst Privilegien zu verlassen gewillt und geneigt ist; als ist man entschlossen, dieses Suceessionsrecht an den Meistbietenden zu überlassen . . ." Den allenfallsigen Kauflustigen stellt er aber eine Reihe von Bedingungen, u. a. auch die den Titel zu verändern. „. . . man erlaubet ebenfalls dem Herrn Fortsetzer, daß er ein Diminutivum des Wortes Eremit zu diesem Titel wähle, als z. B. Eremitchen, Eremitlein usw."

4) a.a.O. IX. Th., Vorrede
5) a.a.O. II. Th., S. 286 f.
6) a.a.O. I. Th., S. 5 f.

Es scheint sich aber kein Interessent gefunden zu haben oder man kam wenigstens nicht überein. Denn die Zeitschrift ging tatsächlich noch 1769, also noch vor dem Tode Bielfelds ein.

Mit seinen Kritikern setzt sich Bielfeld in seiner Zeitschrift vielfach auseinander. Er hatte ja einige Förderer unter ihnen gefunden, im großen und ganzen aber war er nicht gut von ihnen behandelt worden, sodaß er immer wieder große Klagereden über sie führt (vgl. u. a. X. Th., Vorrede, XI. Th. Vorrede, XII. Th. Vorrede). Er erlaubt sich beispielsweise das bissige Wortspiel, Dumpf's Zeitungs-Comptoir zu Hamburg den „hamburgischen dumpfigsten Zeitungsschreiber" zu nennen.[7])

Bielfelds letzte Werke, die Premiers Traits und der Eremit, reihen ihn in jene charakteristische Bewegung ein, in der sich der Mensch des 18. Jahrhunderts die stärkste Waffe im Kampf gegen die Unvernunft zu schmieden gedachte, in die encyclopädistische Bewegung, die sich in den Jahren 1750—1780 in der Encyclopädie von Diderot, d'Alembert und Grimm ihr monumentales Denkmal setzte.

Stellen sich Bielfelds Werke überhaupt in der Perspektive der damals hoch im Kurse stehenden Encyclopädien dar, in denen sich der aufklärerische Mensch sein Idealbild schuf, so werden diese Werke zum Mythus des Mannes, dessen Lebensbild und Schaffen an unserem geistigen Auge vorüberzog, die Spitze, der die Pyramide seines Lebens zustrebte. Sie sind die Gestalt gewordene Reminiszenz des seinen Lebenslauf beschließenden Bielfeld, der in der Einsamkeit Rückschau hält und Rechenschaft ablegt über den Sinn seines Lebens und Wirkens. Er weiß es, sein vielseitiges Streben stand im Dienste dieses Ideals. Wenn er studierte, wenn er reiste, wenn er diplomatische Missionen erfüllte, wenn er die Erziehung des jungen Prinzen in die Hand nahm, wenn er Bücher schrieb, wenn er in glänzender Gesellschaft angenehm und geistreich plauderte, wenn er dachte und fühlte, dann schwebte ihm nur eines vor: Der über dunkle Unvernunft und unwürdige Barbarei im hellen Morgenlichte reiner Vernunft triumphierende Mensch, ein in absoluter Vollkommenheit verklärtes Menschentum. Und so gestaltet sich in Bielfelds Leben, in seiner Persönlichkeit und seinem Schaffen das die Unzulänglichkeiten des Lebens, die Widerwärtigkeiten der Welt in optimistischem Siegesbewußtsein überwindende Menschentum seiner Zeit.

7) a.a.O. II. Th., Vorrede

# 6. Zusammenfassung.

Fassen wir die in den vorausgegangenen Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse zusammen:

Bielfeld war nur ein Talent, nicht ein Genie. Es war auch kein Original, kein schöpferischer Geist. Sein Wirken beschränkte sich auf die Wiedergabe dessen, was sein Jahrhundert suchte, dachte und erstrebte. Er registrierte mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die zartesten Schwingungen des geistigen Lebens seiner Zeit. Mit Scharfblick sah er stets, was seiner Zeit die dringendste Forderung des Tages war, er erkannte, worauf es ankam, was gespielt wurde, und trug mit unendlichem Fleiß die Gedanken anderer, Größerer zusammen, um sie seinem Volke beizubringen. So war er nie bahnbrechend, wohl aber immer treu mitarbeitend am Wohle des Ganzen.

Sowohl in Dingen des Geschmacks, als auch in Fragen der Kultur und Politik repräsentierte er in gewissem Sinne die öffentliche Meinung, war er ein Spiegel seiner Zeit. Es lag in seinen Tagen wohl kaum ein Problem in der Luft, das er nicht anzuschneiden gewagt hätte, wenn gleich die Lösung oft weit über die Grenzen seiner Begabung hinausging. Aber das war eben ein Zug der geistig gerichteten Menschen seiner Zeit, sich im Bewußtsein der Souveränität des Verstandes zum Richter aufzuwerfen über alle bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft und zum Wortführer ihrer Kultur und Sitte.

Hier hat die vielseitige literarische Betätigung Bielfelds, sein journalistisches Abenteuern, ihren Ursprung: Wir sahen ihn als Uebersetzer, als Literarhistoriker, als Kritiker, als Staatspolitiker, ja sogar als Dichter. Getreu seinem großen Vorbild Voltaire, dessen Sprache er mit erstaunlicher Sicherheit und Leichtigkeit beherrschte, so daß selbst die französische Kritik mit Anerkennung nicht zurückerhielt:[8]) „L'auteur écrit assez bien pour un homme qui parle une langue étrangère". „Son stile", so urteilt A. Michiels in seiner Histoire des idées littéraires en France, „ne sent pas trop son origine teutonique."

Und doch gehörte Bielfeld niemals auch nur annähernd zu den höheren Typen der Aufklärung. Er ist vielmehr auf der Stufe der populären Aufklärer stehen geblieben, die hinreichend gekennzeichnet ist durch ihre fast kindliche Freude am Besitze eines möglichst großen Wissensschatzes und den daraus entspringenden Optimismus: „Wie

8) Correspondance Littéraire, Bd. V, S. 294

wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht!" Der echte Geist der Kritik, des Fragens, der Skepsis wohnte ihm nur in ganz geringem Maße inne. Das Erlebnis der Unvollkommenheit des Menschengeistes und seiner Grenzen, das den wahrhaft aufgeklärten Menschen, einen Voltaire, Lessing, Kant, zum ewigen Stachel wurde, mit Hilfe der Vernunft immer weiter emporzustreben, quälte ihn kaum.

Stellen wir zum Schluß das Bild des populären Aufklärers Bielfeld dem gegenüber, das uns Korff vom wahrhaft aufgeklärten Menschen entwirft:

„Das ist der Typus des wahrhaft aufgeklärten Menschen, der sich als solcher eben dadurch beweist, daß sein Geist die Aufklärungsidee völlig erfüllt und eben darum auch an ihre Grenzen stößt. Es ist der Skeptiker, in dem die Aufklärung über sich selber aufgeklärt wird, ohne noch die Idee als solche preiszugeben, aber darum mit der Haltung einer stolzen Resignation, die unter dem Zeichen jenes späteren Schopenhauerwortes steht: ‚Ein glücklicher Lebenslauf ist unmöglich, das Höchste, was der Mensch erreichen kann, ist ein heroischer Lebenslauf.' Man kann ihn als die klassische Form des aufgeklärten Menschen bezeichnen und sich diesen Typus am überzeugendsten an den Beispielen Lessings und Friedrichs des Großen vergegenwärtigen oder aber auch an dem Kant der skeptischen Periode. Zu mythischer Größe, freilich auch zu einer äußerst nihilistischen und pessimistischen Konsequenz finden wir diesen Typus, der von geistiger Höhe unzertrennlich ist, in Goethe's Mephisto gesteigert, den man aber darum auch als den wahren ‚Antichristen' der Goethezeit und als das groteske Symbol jener gefährlichen Verstandessophistik betrachten kann, mit der zu ringen die Jakobsaufgabe der Goethezeit gewesen ist." (Korff, Geist der Goethezeit, 1. Teil S. 31).

---

## Lebenslauf.

Verfasserin vorliegender Arbeit wurde am 30. April 1909 als Tochter des Gastwirts Ludwig Stößl zu Nürnberg geboren. Nach vier Klassen Volksschule trat sie 1919 in das Mädchenlyzeum der Englischen Fräulein ein, verließ es 1923, um das Lehrerinnenseminar in Eichstätt zu besuchen. 1927 trat sie in das städtische Mädchenrealgymnasium Nürnberg-Findelgasse über, wo sie 1930 die Reifeprüfung ablegte. Mit Ausnahme von drei an der Universität Kiel verbrachten Semestern, widmete sie sich ab 1932 dem Studium der Germanistik und Romanistik in Erlangen, wo sie sich 1936 der Staatsprüfung in Deutsch, Geschichte und Französisch unterzog. Im März 1937 bestand sie am Realgymnasium zu Nürnberg den II. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in obigen Fächern.

Herrn Geheimrat Dr. Pirson, der meine Arbeit veranlaßte und durch reiche Anregung förderte, spreche ich an dieser Stelle meinen besonderen Dank aus.

Friedel Stößl.